

Deutsche Zeitung

== Wochen-Ausgabe ==

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmair

BRASILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.

Abonnementspreis: Jährlich 12\$000. Ausland 20\$000. — Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Redaktion und Expedition
Rua Líbero Badaró Nr. 64, 64 A - Caixa do Correio Y

Geschäftsstelle in Rio de Janeiro: Rua dos Ourives 91
I. Stock, Ecke der Rua S. Pedro :: Caixa do Correio 302

Nr. 38

São Paulo, 8. März 1913

IX. Jahrg.

Die Mogyana-Bahn in Minas.

Seit 1910 baut die Verwaltung der Mogyana-Bahn, nachdem sie eine Vereinbarung mit der des Bahnnetzes von Südminas (Estrada de Ferro de Sapucahy) getroffen, die von letzterer projektierten Bahnlagen im Süden von Minas aus.

Es handelt sich um folgende Strecken: Monte Bello—Muzambinho—Guaxupé—Guaranesia—Monte Santo—S. Sebastião do Paraizo—Santa Rita de Cassia 227 km, Guaxupé—Jacuhy—Passos—linkes Ufer des Rio Grande 126 km, zusammen 353 km.

Da die Mogyana ihre Interessengemeinschaft mit der Sapucahy gelöst hat, so ist anzunehmen, daß nunmehr der Aufschließung des bisher so stiefmütterlich behandelten Südens von Minas energisch näher getreten wird.

Monte Bello ist der Endpunkt der früheren Muzambinho-Bahn. Von Monte Bello führt die neue Linie in sehr gebirgigem Gelände über Muzambinho nach Guaxupé und von hier in weniger schwierigem Terrain über Guaranesia, Monte Santo, S. Sebastião nach Santa Rita de Cassia.

Die Gegend von Muzambinho, Guaxupé, Guaranesia, Monte Santo und ein Teil des Munizips von S. Sebastião ist eine gute Kaffeezone. Sie liefert einen großen Teil des Kaffees, der von Südminas über Santos ausgeführt wird.

Zwischen S. Sebastião und Santa Rita durchschneidet die Bahn die sogenannten Invernadas, ausgedehnte Weideflächen, die mit Capim gordura bestanden sind. In den Invernadas geht das aus Goyaz und Matto Grosso kommende und auf der Reise furchtbar abgemagerte Vieh einige Monate zur Weide, bis es wieder zu Fleisch gekommen ist und nach Rio und S. Paulo geschickt werden kann.

Die Linie Guaxupé—Passos läuft fast direkt in nördlicher Richtung etwa 20 km in Kaffeeland, um, nachdem sie ca. 20 m gestiegen, auf 1100 m Höhe über dem Meere ebenfalls die Weideregion zu erreichen, die sich weit über den Rio Grande hinaus erstreckt. Alle Zuflüsse des Rio S. João überschreitend, bald steigend, bald fallend, in schier endlosem Auf und Nieder, erreicht die Bahn Jacuhy, eine der ältesten Städte Minas, die den Bandeirantes ihr Entstehen verdankt. Die Bandeirantes haben ihre Spuren in meilenweit sich ausdehnenden Schürfstellen und Lavras hinterlassen. Die Umgebung von

Jacuhy, das 1100 m hoch liegt, ist reich an Kalk und Mineralien. Außer Eisenerz findet man auch Braunstein. Die Bäche führen Gold, das noch heute gewaschen wird. Nach Fertigstellung der Bahn dürfen die Schätze wohl nach und nach gehoben und das alte Jacuhy aus seinem lethargischen Schlafe gerüttelt werden.

In ihrer Fortsetzung überschreitet die Bahn, welche etwa auf 10 km Länge die Lavras der Bandeirantes durchquert, den Rio S. João, um dann, wieder steigend, die Wasserscheide mit den direkten Zuflüssen des Rio Grande zu überwinden. Darauf fällt die Bahn nach Passos zu ab und erreicht schließlich das linke Ufer des Rio Grande.

Passos ist eine der größten Städte des Innern von Minas. Es ist regelmäßig gebaut und hat elektrische Beleuchtung sowie Wasserleitung. Letztere wird jetzt erweitert, außerdem soll ein Kanalisationsnetz erstellt werden. Die Stadt liegt 780 bis 800 m hoch und hat gutes Klima. Allerdings wird es manchmal etwas heiß. Der Boden ist von ausgezeichneter Beschaffenheit und eignet sich vortrefflich für Reis- und Zuckerrohrbau. Es ist ein Jammer, daß die Mineros die herrlichen Wälder in der Gegend vernichtet haben, um Capim gordura zu pflanzen. In den Invernadas zeugen noch zahlreiche Baumstümpfe von dem einstigen prächtigen Waldbestand. Der Capim ist zu einer rechten Plage geworden, denn er überwuchert und erstickt alles. Dabei treibt die heutige Generation Viehzucht nur im allerkleinsten Maßstabe. Sie verlegt sich in der Hauptsache darauf, den Viehhändlern die Weiden zu verpachten. Das legt ihnen allerdings keine andere Arbeit auf, als Ende jeden Monats die Pacht einzuziehen. Daneben wird cifrig politisiert. Der Rest ist dolce far niente oder man vergnügt sich ländlich, sittlich. Geld haben die Leute. Es mangelt aber, man sollte es kaum glauben, an Bau- und Brennholz und auch an geeigneten Ländereien zum Zerealienbau. Brennholz ist zum Beispiel in Passos so teuer wie in S. Paulo.

Die Mogyana erschließt für S. Paulo ein neues großes Absatzgebiet. Heute schon beziehen die Kaufleute die meisten Waren von S. Paulo. Nur Stacheldraht, Salz und einige andere Stapelartikel kommen von Rio. Rio liegt insofern günstiger, als von Passos die Entfernung bis zum nächsten Hafen des Rio Sapucahy nur 10 Leguas beträgt, während Guaxupé 16 Leguas entfernt liegt und die Straße nach

dort einfach jeder Beschreibung spottet. Aber auch die beste Straße würde wenig nützen, denn sie würde durch die tief einschneidenden, auf der Achse festen Rädern der vorsintflutlichen Ochsenkarren, die alles unwühlen, in kurzer Zeit total ruiniert sein.

Nach Inbetriebsetzung der Bahn kann man von Passos aus Rio de Janeiro in 24 Stunden erreichen, während jetzt zu der Reise 3 bis 4 Tage gebraucht werden. Die Strecke zwischen Passos und S. Paulo wird insgesamt 476 km lang werden.

Es ist anzunehmen, daß die Mogyana nicht am diesseitigen Ufer des Rio Grande Halt machen, sondern früher oder später über den Fluß geführt und in Anschluß zur Goyaz-Bahn gebracht wird, oder daß sie selbständig weiter nach dem Staate Goyaz verlängert wird.

Die Bevölkerung des Südens von Minas kann sich Glück dazu wünschen, daß die kapitalkräftige Mogyana im Anrücken ist. Die Ausführung eines anderen neuerdings erörterten Projekts, das den Bau einer Bahn Tres Corações—Carmo do Rio Claro—Passos—Jaguara zum Gegenstand hat, ist nicht minder problematisch wie die Verlängerung der Bragantina-Bahn über Santa Rita da Extrema—Ouro Fino—Carmo—Pontal nach Piumhy. An einer Bahn hat der Süden von Minas, wo außer Rindern nicht viel zu holen ist, für lange Zeit genug.

Die Verlängerung der Strecke nach Tres Corações nach Passos käme lediglich für den Viehtransport in Betracht. Für Güter- und Personenverkehr würde sie kaum brauchbar sein, denn sie würde 200 bis 250 km länger sein als die Strecke Passos—Guaçupé—Campinas—S. Paulo.

Die Direktion der São Paulo Railway, zu welcher die Bragantina gehört, wird wohl wenig Lust zur Ausführung des anderen Projekts Ouro Fino—Carmo—Pontal—Piumhy verspüren. Der Bau dieser Linie wäre ja für die S. Paulo Railway ein Leichtes, aber allem Anschein nach haben die Engländer heute nicht mehr Vertrauen in die Zukunft des Südens von Minas wie vor zehn Jahren. Damals ließen die Herren von der S. Paulo Railway, obwohl von den Minciros viel unworben, das Projekt fallen unter der Ausrede, daß der Staat S. Paulo die Zonenprivilegien abgeschafft habe und ohne Privileg eine Bahn so zweifelhafter Zukunft nicht gebaut werden könne.

Eine interessante Statistik

enthält der Bericht des Direktors der Bundeseinnahmen, Herrn Abdenago Alves, an den Finanzminister. Nach seiner Aufstellung, die jedenfalls den Anspruch auf annähernde Richtigkeit erheben darf, bestehen in Brasilien 2118 Fabriken für Tabakzubereitung, 1544 Getränkefabriken, 30 Streichholzfabriken, 4542 Fabriken für Schuhwerk, 11 Kerzenfabriken, 272 Parfümeriefabriken, 623 Fabriken für pharmazeutische Artikel, 319 Essigfabriken, 291 Konservenfabriken, 7 Fabriken für Spielkarten, 534 Hutfabriken, 20 Fabriken für Spazierstöcke, 190 Textilfabriken und 834 Salzsiedereien.

Die Fabriken für Tabakzubereitung produzierten im vorigen Jahre 113.933.914 Zigarren, 17.230.145 Packete Zigaretten, 776.067.315 Kilo Tabak, 362.377 Kilo Schnupftabak, 179.293 Blocks Zigarettenpapier, 263.497 Büchlein gleichen Papiers und 340.063 Büchlein Maisblätter. Diese Fabriken verbrauchten Klebmarken für 5.697.771\$000.

Die Getränkefabriken produzierten 19.881.171 Liter verschiedener Getränke, 89.202.516 Liter Bier, und der Markenverbrauch betrug 6.260.403\$000.

Die Streichholzfabriken produzierten 37.050.011

Kistchen Wachs-Streichhölzer und 487.938.114 Kistchen dito aus Holz. Marken verbrauchten sie für 10.490.762\$500.

Die Fabriken für Schuhwerk produzierten 39.760 Paar Schaftstiefeln verschiedener Sorten, 3.332.739 Paar Stiefeln aus Leder, 1.456 Stiefeln aus Seide, 2.369.872 Paar Schuhe aus Leder, 678 dito aus Seide, 6.842.021 Paar gewöhnliche Pantoffeln und 1.052 Pantoffeln aus gestickter Seide. Der Markenverbrauch betrug 1.825.530\$600.

Die Kerzenfabriken produzierten 10.871.951 Pakete verschiedener Sorten und Gewichte und verbrauchten Marken für 418.404\$700.

Die Parfümeriefabriken produzierten 13.924.396 verschiedene Objekte und der Markenverbrauch erreichte 413.514\$000.

Die Fabriken für pharmazeutische Artikel verbrauchten Marken für 601.567\$500. Ihre Produktion ist ebenso wie die der Parfümeriefabriken nicht näher bezeichnet.

Die Essigfabriken produzierten 6.838.675 Flaschen Essig à $\frac{2}{3}$ Liter und 245 Liter Essigsäure. Der Markenverbrauch betrug 205.282\$700.

Die Konservenfabriken verbrauchten für ... 804.465\$600 Marken und produzierten 7.985.397 Kilo verschiedener Konserven.

Die Spielkartenfabriken lieferten 358.321 Kartenspiele und verbrauchten für 179.115\$500 Marken.

Die Hutfabriken (zu diesen werden auch die Schirmfabriken gezählt) produzierten 1.250.859 Sonn- und Regenschirme und 2.164.349 Hüte verschiedener Qualitäten. Der Markenverbrauch erreichte 1.949.607\$800.

Die Fabriken für Spazierstöcke lieferten 12.728 Stöcke und verbrauchten für 3.082\$000 Marken.

Die Textilfabriken verbrauchten für 8.876.514\$300 Marken. Leider gibt der Bericht über die Produktion dieser Fabriken eine sehr mangelhafte Auskunft, denn er beschränkt sich auf die Feststellung, daß die Etablissements zusammen 443.465,45 Meter verschiedener Stoffe geliefert habe. Nähere Angaben über Wert und Qualität der Produktion seien in dem Original enthalten, aber man hat sie nicht der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Von den 834 Salzsiedereien haben nur 600 der betreffenden Kommission Daten geliefert und diese geben folgendes Bild:

Vorräte vom Jahre 1910	164.776.757 kg
Ertrag „ „ 1911	150.827.199 kg
Total	315.603.956 kg
Ausfuhr	183.774.104 kg
Vorrat für 1912	131.849.852 kg

Der Bericht beklagt sich über den Staat Rio Grande do Norte, den Salzproduzenten. Der Staatsschatzamt zieht die dem Bunde zukommende Konsumsteuer ein, liefert aber die Abrechnungen so säumig, daß die Steuerbehörde über die durch die Salz-Konsumsteuer erzielte Summe am allerschlechtesten informiert ist. Die Bundesregierung will Schritte tun, damit so etwas sich nicht wiederholt.

Nach der Aufstellung wurden im Jahre 1911 an Konsumsteuern 59.870.407\$359 eingenommen oder um 5.346.022\$226 mehr als im Jahre 1910; dem Jahre 1909 gegenüber bedeutet die obige Steuer-summe aber eine Zunahme von 14.240.237\$364.

In dem Berichte werden die Staaten aufgezählt, die am meisten zu der Vermehrung des Steuerertrages beigetragen haben. Es sind dies São Paulo, der Bundesdistrikt und der Staat Paraná. Der letztere trug zur Vermehrung des Steuerbetrages um mehr als tausend Contos de Reis bei, die beiden ersten

um annähernd zweitausend Contos. In den Staaten Amazonas und Pará ging dagegen der Ertrag von 1910 auf 1911 bedeutend zurück. Unter den Produkten, deren Besteuerung zur Vermehrung des Ertrages beitrug, werden Getränke, Streichhölzer und Textilwaren an den ersten Stellen genannt. Zurück ging der Ertrag der Salzsteuer und zwar um 1.706:493\$552 was sich aber durch die Herabsetzung dieser Steuer und nicht durch den Rückgang der Produktion erklärt. Die Klebesteuer wirft also einen guten Ertrag ab, mit dem man zufrieden sein kann.

Wochenschau.

Deutschland.

— Aus Berlin kommt die Meldung, daß die deutschen Bundesfürsten entschlossen seien, auf die ihnen garantierte Steuerfreiheit zu verzichten. Um die durch das neue Militärgesetz geschaffenen großen Auslagen decken zu können, wird man in Deutschland eine neue Besitzsteuer einführen und die Fürsten werden für ihre Besitzungen Steuern zahlen.

— In Kiel lief das neue Panzerschiff „König“ vom Stapel. Außer dem Kaiser wohnten der Zeremonie der Taufe viele hohe Offiziere der Marine und des Heeres bei. Der Pate des Schiffes war Prinz Albrecht von Württemberg.

— In der Somabendsitzung des deutschen Reichstages hielt der sozialistische Abgeordnete Vogtherr eine Rede gegen die neue Militärvorlage und gegen den zur Anschaffung einer neuen Kaiseryacht verlangten Kredit. Er vertrat vor allen Dingen, daß das deutsche Volk eine weitere Belastung mit neuen Steuern nicht mehr ertragen könne. Nach dem Sozialisten sprach der Zentrumsmann Erzberger, der sich über die Luftschiffahrt verbreitete. Sonderbarerweise zog Erzberger nicht das Schimpfregister auf, sondern sprach sich über die Entwicklung der Militäraviatik anerkennend aus und lobte den Entschluß der Regierung, dafür Sorge zu tragen, daß Lenkballone System Zeppelin nicht nach dem Auslande verkauft werden. Nach Erzberger sprach der Marineminister, Admiral von Tirpitz, der dem Sozialisten Vogtherr eine ausführliche Antwort erteilte.

— In Berlin wurde eine neue Gesellschaft gebildet, die die Baumwollkultur nach dem Verfahren des Dr. Schultz ausbeuten wird. Dr. Schultz versichert, daß durch sein Verfahren die Baumwollproduktion um dreißig Prozent erhöht werde und daß die Regierungen von Argentinien und Brasilien ihm große Ländereien zur Verfügung stellen unter der einzigen Bedingung, daß ihnen zehn Prozent vom Reingewinn zufallen.

— Der Reichstag hat den zur Anschaffung einer neuen Kaiserjacht verlangten Kredit bewilligt.

— Die Debatten über die neue Militärvorlage werden am 28. ds. beginnen. Der Reichskanzler hofft ganz bestimmt, daß die Kredite bewilligt werden und daß die bürgerlichen Parteien für die Einführung der neuen Besitzsteuer zu haben sind. Die Kredite erreichen die sehr ansehnliche Höhe von 700 Millionen Mark.

— Die in Paris erscheinenden „Annales Coloniales“ wollen in Erfahrung gebracht haben, daß der neue französische Botschafter am russischen Hofe, Theophile Delcassé, seinen Weg nach Petersburg über Berlin nehmen und dort mit Kaiser Wilhelm eine Zusammenkunft haben werde. Diese Nachricht bedarf der Bestätigung.

— Heute, den 3., sollen in der Hl. Hedwigs-Kirche zu Berlin für den jüngst verstorbenen chilenischen Gesandten, Augusto Matte, feierliche Exequien abgehalten werden.

Die besten deutschen Hausmittel

Anker-Pain-Expeller

Zuverlässigste schmerzstillende Einnahme bei Hals-, Brust- und Rückenschmerzen, Gicht, Rheumatismus, Erkältungen usw. — Ueber vierzig Jahre in allen Erdteilen mit grösstem Erfolg im Gebrauch.

Unübertroffen!

Unentbehrlich!

Anker-Sarsaparillian

reinigt und erneuert das Blut. Vorzüglichstes Mittel bei Sauerstoffmangel, Hautausschlägen Ueberraschende Erfolge auch in veralteten Fällen Glänzende Zeugnisse

Kongo-Pillen

bestens bewährt bei Versäufung u. Darmträgheit. Mild abführend. Sehr leicht einzunehmen!

Echtheit in den Apotheken u. Drogerien.

Alleinige Fabrikanten

F. Ad. Richter & Cie, Rudolstadt (Thür.)

Bedeutendste Fabrik pharmazeutischer Spezialitäten in ganz Deutschland

Weitere Verkaufsstellen werden errichtet.

Nur echt



mit Anker

— Einige Berliner Zeitungen verbreiten die Nachricht, daß Kaiser Wilhelm im nächsten Monat, April, nach Petersburg reisen werde, um dem Zaren einen Besuch abzustatten.

— Der Jahresbericht der Norddeutschen Bank zu Hamburg läßt sich sehr ausführlich über die wirtschaftliche Lage Brasiliens aus. In dem Bericht hebt die Direktion hervor, daß die Brasilianische Bank für Deutschland, die im Jahre 1887 von der Norddeutschen Bank und der Berliner Disconto Gesellschaft gegründet wurde, sich sehr gut entwickelt habe. Das brasilianische Bankgeschäft sei ein ausgezeichnetes, die wirtschaftliche Lage des Landes infolge der hohen Kaffeepreise eine sehr gute. Trotz dieser sehr günstigen Feststellungen glaubt die Direktion der Befürchtung Ausdruck verleihen zu müssen, daß in Brasilien infolge der kolossalen Teuerung ein plötzlicher Rückschlag erfolgen könne. Mit der Situation der Chilenischen Bank für Deutschland ist die Direktion weniger zufrieden. Die wirtschaftliche Lage Chiles ist heutzutage absolut nicht günstig und infolgedessen ist auch das Bankgeschäft in jenem Lande kein gutes.

— Die wegen der Einführung der neuen Grundsteuer vorgenommene Abschätzung des Grundeigentums, nimmt den Wert der in Preußen gelegenen Güter mit 105 Milliarden an. Für ganz Deutschland wird der Wert des Grundbesitzes auf 150 Milliarden veranschlagt. Es heißt, daß nur solche Grundstücke der neuen Steuer unterworfen sein werden, die einen Wert von über 50.000 Mark repräsentieren.

— Laut einer Meldung des „Berliner Tageblatt“ ist der Gründer des deutsch-englischen Bundes, Herr Leonel Caro, verstorben.

— Der Reingewinn der Dresdener Bank erreichte im Jahre 1912 rund 25 Millionen Mark gegen 24.666.000 Mark im Jahre 1911. Die Bruttoeinnah-

men beliefen sich auf 97 Millionen gegen 91 Millionen in 1911.

— Nach einer Mitteilung des „Berliner Lokalanzeigers“ hat Kaiser Wilhelm selber die Bundesfürsten ersucht, auf die Steuerfreiheit zu verzichten und dieser Wunsch des Kaisers hat bei allen Fürsten Verständnis gefunden.

— Die englische Zeitung „Daily Mail“ will in Erfahrung gebracht haben, daß die deutsche Regierung Kuxhaven zu der Basis der deutschen Luftflotte machen werde. Darin erblicken die Vetter hinter dem Kanal eine Bedrohung Englands.

— Die Nachricht, daß der französische Botschafter Theophile Delcassé mit Kaiser Wilhelm zusammenkommen werde, wird von Paris dementiert. Delcassé werde sich auf dem Seeweg nach Petersburg begeben.

— Für die Seelenruhe des verstorbenen chilenischen Gesandten wurden in der Hl. Edwigs-Kirche feierliche Exequien gehalten. Unter anderen wohnten auch das diplomatische Korps sowie der Unterstaatssekretär des Auswärtigen Amtes, Herr Zimmermann, dem Trauergottesdienst bei. Die Leiche des Gesandten wurde nach der Feier nach Bremen überführt, von wo sie nach Chile gebracht werden soll.

Vereinigte Staaten.

— Der Regierungswechsel vollzog sich auf den Wunsch des neuen Präsidenten in republikanischer Einfachheit. Den Abend vor dem Regierungsantritt verbrachte Herr Wilson in Gesellschaft seiner Familie. Bei der Regierungsübernahme wurden die militärischen Ehren durch ein Regiment Infanterie und ein Regiment der schwarzen Indianer-Kavallerie erwiesen. Nach der Leistung des Versprechens auf die Verfassung hielten Präsident und Vizepräsident eine kurze Ansprache. Die Ansprache Herrn Wilsons zeichnete sich durch einen besonders energischen Ton aus. Unter anderen versprach er auch dafür zu sorgen, daß die Kinderarbeit, die nur zur Degeneration des Nachwuchses beiträgt, ein für allemal abgeschafft wird. Nordamerika ist mit seinem neuen Präsidenten äußerst zufrieden und es hat auch wohl den besten Grund dazu.

Vom Kriegsschauplatz selbst liegen keine Nachrichten vor. Die Waffen scheinen zu ruhen. Um desto mehr wird von dem bevorstehenden Friedensschlusse gesprochen. Die Türkei will keine Schwierigkeiten mehr machen, sondern die Bedingungen der Großmächte annehmen. Anders ist es mit den Balkanverbündeten. Sie nehmen zwar die Vermittlung der Großmächte an, wollen aber zuerst die Bedingungen kennen lernen, die diese stellen werden, und deshalb wird die Botschafter-Konferenz in London die Kabinette der Balkanländer darüber unterrichten, welche Grenzen sie festzusetzen gedenkt. Die Balkanherren wollen die Katze nicht im Sacke kaufen, und es ist sehr wahrscheinlich, daß sie mit den Vorschlägen, welche ihnen gemacht werden, nicht einverstanden sind. So will z. B. Montenegro mit aller Gewalt Scutari von Albanien abtrennen, die Großmächte sind aber anderer Ansicht und meinen, daß diese Stadt dem neugegründeten unabhängigen Staate verbleiben müsse. Dieser Standpunkt wird hauptsächlich von Oesterreich-Ungarn und Italien vertreten, und diese beiden Mächte werden von Deutschland unterstützt, das an der Frage wohl nicht direkt interessiert ist, das aber vertragsgemäß seinen Verbündeten die moralische Hilfe angedeihen läßt. England und Frankreich sind der Ansicht, daß Albanien, das unter dem Beifall der Mächte seine Unabhängigkeit erklärt hat, von Montenegro nicht übervorteilt werden dürfe, und Rußland hat bereits

die Erklärung abgegeben, daß es wegen Scutari mit Oesterreich-Ungarn keinen Streit haben wolle. Nach dieser Lage der Dinge kann es keinen Zweifel mehr geben, daß Oesterreich-Ungarn und Italien auf der Botschafterkonferenz mit ihrer Ansicht durchdringen werden und daß Albanien Scutari behalten wird. Nun hat aber der alte König Nikita die Erklärung abgegeben, daß er lieber seinen letzten Soldaten opfern als auf Scutari verzichten werde, und da er der Unterstützung der anderen Balkanländer sicher sein dürfte, so wird sich der Fall ergeben, daß die von der ersten Botschafterkonferenz protegierten Balkanländer von der zweiten Konferenz etwas härter behandelt werden. Durchdringen kann Montenegro nicht und deshalb wäre es besser, wenn Nikita sich mit dem Erreichbaren begnügen würde.

Ueber die zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland getroffene Verständigung erfährt man jetzt etwas Bestimmtes. Am 6. März jährt sich zum dreihundertsten Male der Tag, an dem der 17jährige Michael Feodorowitsch Romanow den russischen Thron bestieg, wodurch die Familie Romanow die herrschende Dynastie in Rußland wurde. Das dreihundertjährige Jubiläum des für die russische Geschichte so wichtigen Ereignisses soll im ganzen Lande feierlich begangen werden, und aus diesem Anlaß wird Zar Nikolaus am 6. März die Desmobilisierung der an der österreichischen Grenze konzentrierten russischen Truppen verfügen und natürlich wird Oesterreich-Ungarn dasselbe mit seinen Streitkräften tun. Damit wird die vielbesprochene Spannung zwischen den beiden Kaiserreichen beseitigt sein, was wieder soviel heißt, daß die Gefahr einer europäischen Komplikation aus der Welt geschafft sein wird.

Die Horizonte der großen Politik sind zur Abwechslung wieder rein von Gewitterwolken, und man muß sagen, daß alle Kabinette Europas diesmal den ehrlichen Willen gezeigt haben, den Konflikt zu verhüten. Daß von einer eminenten Gefahr überhaupt die Rede sein konnte, war die Schuld der hurrahpatriotischen Presse der verschiedenen Länder, die es für ihre Pflicht hielt, die Welt in Aufregung zu versetzen.

Notizen

São Paulo.

Aviatik. Herr Eduardo Chaves ist am Dienstag wieder in São Paulo eingetroffen und hier von seinen zahlreichen Freunden mit großem Jubel empfangen worden. Wie es bei ihm nicht anders denkbar ist, wird er hier nicht untätig sein, sondern sofort einige größere Flüge veranstalten. Auf seine Pläne werden wir in der nächsten Nummer noch zurückkommen.

Müllofen. Der große Müllofen, den die ausländische Firma Heenan & Froode für Rechnung unserer Munizipalität hinter Araçá errichtet, soll bis 15. ds. fertig werden. Dieser Müllofen ist der erste, den das genannte Haus in Brasilien hat zu bauen bekommen, und deshalb haben sich die Ingenieure natürlich ganz besonders bemüht, um eine erstklassige Arbeit zu liefern.

Besuch. São Paulo beherbergt seit zwei Tagen Frau und Fräulein Lowther, Gemahlin und Tochter des Präsidenten des englischen Unterhauses. Beide Damen wollten sich nach Campinas begeben, um eine Kaffeefazenda kennen zu lernen. Am ersten Tage ihres hiesigen Aufenthaltes besuchten sie das Institut in Butantan.

Das Schwurgericht hat am Montag den Polizeisoldaten Eustachio da Silva Gomes, der am 25. Dezember 1910 wie wahnsinnig durch die Straßenritt, einen Kameraden niederschloß und mehrere Leute lebensgefährlich verwundete, zu dreißig Jahren Zellenhaft verurteilt. Dieser Mann stand schon zweimal vor den Geschworenen. Das erste Mal wurde er freigesprochen, das zweite Mal wurde er zu 23 Jahren und einigen Monaten verurteilt und jetzt, das dritte Mal, erhielt er die höchste zulässige Strafe. Die Verteidigung stützte sich bei jeder Verhandlung darauf, daß der Mann als Epileptiker total unzurechnungsfähig sei, und daher in eine Irrenanstalt, aber nicht in das Gefängnis gehöre. Der Staatsanwalt basierte sich wieder auf ein Gutachten der Polizeiärzte, die Eustachio für zurechnungsfähig erklären, und diesem Gutachten haben die Geschworenen mehr Glauben geschenkt als den Ausführungen der beiden Verteidiger. Mag nun das harte Urteil gerecht oder ungerecht sein, es erinnert uns doch an einen großen Mangel in unserer Rechtspflege. Das Strafgesetzbuch bestimmt ausdrücklich, daß ein geisteskranker Mensch nicht verurteilt werden darf, sondern der Heilanstalt überwiesen werden muß und diese Bestimmung setzt voraus, daß dort, wo über den Geisteszustand Zweifel entstehen, eine ärztliche Untersuchung stattzufinden hat. Trotzdem haben wir an unserem so stark beschäftigten Gericht keinen Psychiater, auf dessen Urteil man sich verlassen könnte. Die Polizeiärzte sind in ihrem Fache sehr tüchtige Männer, aber sie sind keine Psychiater und deshalb kann ihr über den Geisteszustand abgegebenes Gutachten auch beim besten Willen nicht als zuverlässig angenommen werden. Wir brauchen hier nur an einen Fall zu erinnern, um diese Annahme bestätigt zu sehen. Im Jahre 1907 ermordete in dem hiesigen Gefängnis ein gewisser Giuseppe Lambiasi einen seiner Mitgefangenen. Der ihm von dem Gerichte gestellte Verteidiger beantragte die Untersuchung seines Geisteszustandes und diese wurde durch zwei Polizeiärzte vorgenommen. Ihr Gutachten lautete kurz und bündig: Lambiasi ist geistig vollkommen gesund und er ist als absolut zurechnungsfähig anzusehen. Der Verteidiger gab sich damit nicht zufrieden und richtete an die Richter eine Eingabe, in der er das Gutachten der Aerzte einer wissenschaftlichen Kritik unterwarf. Darauf verfügte der Richter die Ueberführung des Angeklagten nach der Irrenanstalt in Juquery, wo er drei Monate zur Beobachtung verbleiben sollte. Nach dem Ablauf dieser Frist lautete das Gutachten der beiden als tüchtige Psychiater bekannten Anstaltsdirektoren: Lambiasi ist ein Geisteskranker gefährlichster Art! Der Mann blieb in der Irrenanstalt und er ist heute noch dort. 5½ Jahre sind seitdem vergangen und die Irrenärzte haben ihr Urteil noch nicht ändern brauchen, denn Lambiasi hat noch immer epileptische Anfälle, wie auch Eustachio Gomes sie im Gefängnis gehabt hat, so können die Geschworenen, indem sie sich auf das Gutachten der Polizeiärzte stützten, einen tatsächlich unzurechnungsfähigen Menschen, der in die Irrenanstalt gehört, ins Gefängnis geschickt haben, wo er seine Mitgefangenen gefährden kann.

Eindruck des Todesurteils. Die Verteidiger der Todesstrafe behaupten, daß diese Strafe wie keine andere auf die Verbrecher Eindruck mache. Diese Behauptung, deren Unhaltbarkeit schon öfters nachgewiesen worden ist, wurde jüngst durch das Verhalten der Automobilbanditen in Paris auf das bündigste widerlegt. Ein ausführlicheres Telegramm über den Ausgang des Monstreprozesses sagt, daß die zu Tode Verurteilten das Urteil mit der größten Gleichgiltigkeit hingenommen. Einer von

ihnen, Callemín, aß während der Urteilsverlesung ein Stück Butterbrot und seherzte mit seinen Schicksalsgenossen. Beim Abzug von dem Gerichtsgebäude sprach die ganze Bande und ihr Anblick machte absolut nicht den Eindruck, als ob die Leute um etwas besorgt wären. Der Bandenchef Carrouy hat während des Prozesses wiederholt gesagt, daß er sich das Ende herbeisehne. Die Untersuchungshaft sei für ihn unerträglich, vor dem Schaffott fürchte er sich nicht im geringsten. Als er nun gegen alle Erwartung nicht zu Tode, sondern zu Zwangsarbeit verurteilt wurde, nahm er Gift, dadurch erst recht bekräftigend, daß er den Tod der Gefangenschaft vorzog. Die Verurteilung der Verbrecher hat der französischen Presse wieder den besten Anlaß gegeben, zu zeigen, daß den „modernen“ Zeitungen die Sensation über alles geht. Die Bilder der Banditen erschienen in allen Blättern, die nur Illustrationen zu bringen pflegen, und man hatte auch nicht vergessen, die Photographien der bereits toten Anführer Bonnot, Garnier und Vallet sowie die „Rekonstruktion“ der berühmtesten Verbrecher zu veröffentlichen. So wurde den Mördern und Räufern noch einmal der Ruhmesschimmer gegeben, dessen Einfluß auf die krankhaft veranlagten Gemüter jedenfalls ein viel stärkerer ist, als der der Todesstrafe. Bei der Verhandlung konnte ein jeder Mensch die Erfahrung machen, daß alle die Verbrecher anormal veranlagte Individuen waren. Bonnot, der immer wieder erwähnt werden mußte, erschien als ein hochbegabter aber vom Vernichtungswahn besessener unglücklicher Mensch, in dem jedes Gefühl ertötet war, der nicht den Raub, sondern die mit ihm verbundene Gefahr aufsuchte. Was er raubte, das behielt er nicht für sich, das wandte er nicht wie andere große Verbrecher, z. B. Ravacholl, für wohlthätige Zwecke an — er kaufte nur Waffen, um seine Bande besser auszurüsten, und, von einer anormalen Unruhe getrieben, sann er auf andere Gelegenheit zum Verbrechen, das aber unbedingt mit einer großen Gefahr verbunden sein mußte. Diese Feststellung sagt uns wieder von neuem, daß ein großer Verbrecher unbedingt ein kranker Mensch ist, der in die Irrenanstalt gehört. Die Kriminalisten — und auch die brasilianischen — sollten aus diesem Monstreprozeß verwendbare Lehren ziehen und einmal einsehen, daß das Exempel-Statuieren nichts anderes ist, als auf schwache Gemüter dahin einzuwirken, daß sie dem nacheifern, an den das „Exempel“ eben statuiert wurde.

Ein grausamer Vater ist der in der Rua dos Italianos wohnhafte Portugiese Antonio Dias da Silva. Am Dienstag prügelte er seinen neunjährigen Sohn so barbarisch, daß die Polizei eingreifen mußte. Er hatte den Jungen ganz nackt ausgezogen und schlug ihm mit einer Reitpeitsche, die er anscheinend nur zu dem Zwecke angeschafft hat, um ein Prügelinstrument bei der Hand zu haben. Der Junge mußte nach der Santa Casa überführt werden.

Die Companhia Mogyana wird für ihren Eigenbedarf in aller Kürze in Campinas eine Druckerei errichten.

Sophie Anna Morenz
Wilhelm Ludwig Schlinkert

Verlobte.

Rio de Janeiro, 17. Februar 1913.

Eine große Schlacht wurde am Mittwoch abend in der Rua Lavapés geschlagen. Es handelt sich um eine Familienquästion. Ein gewisser Miguel Gibello Gatti ist der Ansicht, daß die Autorität des Ehemannes hauptsächlich dadurch aufrecht erhalten werde, daß man seine Frau mißhandle. Deshalb verprügelte er seine Frau Gessomina geb. Altiero bei jedem Anlaß, und hatte er einen solchen nicht, dann brach er den Streit vom Zaune. Am Dienstag kam er früher zum Frühstück als sonst und machte einen Höllenlärm, weil das Essen noch nicht fertig war. Der Konflikt endete damit, daß Miguel die Frau aus dem Hause stieß. Diese lief nun zu ihren Eltern, die in der Rua Lavapés wohnhaft sind, und einige Stunden später saß sie im Zuge, der sie nach Santos brachte. — Die Wut des Ehemannes verbrauchte sehr schnell und er suchte seine Frau auf, um mit ihr Frieden zu machen, fand sie aber natürlich nicht mehr. Während aber Miguel in São Paulo reuegequält herumliief, weinte Gessomina den santenser Asphalt naß und am Mittwoch, also einen Tag nach der Flucht, kehrte sie wieder zurück. Als sie nun zu ihrem Manne ging, da nahm sie vorsichtshalber ihre Mutter mit und das war das Verkehrte. Die Alte dachte, wie wohl die meisten Schwiegermütter zu denken pflegen, daß eine Versöhnung keinen Sinn habe, wenn ihr nicht ein großer Streit vorangehe, und sie las ihrem Schwiegersohn sowie dessen Vater die Leviten, so daß es zum Schießen und zum Stechen kam. Die junge Frau wurde durch einen Schuß an der Stirn verwundet, der Schwiegervater bekam einen Messerstich in die Hand und schließlich landete die ganze Gesellschaft auf der Polizei, wo die mutigen Kämpfer verbunden werden mußten. Jetzt droht ihnen allen der Prozeß wegen gegenseitiger Körperverletzung.

Großes Eisenbahnunglück. Am Mittwoch vormittag ereignete sich in der Nähe von Jaguary, Linie der Companhia Mogyana, ein furchtbares Eisenbahnunglück, das zu den größten Katastrophen gehört, die man im Staate São Paulo erlebt hat. Die Mogyana ist keine Zentralbahn und keine Sorocabana. Man ist gewöhnt, von der Gesellschaft und Betrieb nur gutes zu hören und deshalb wollte man gestern nicht gut daran glauben, als man von dem großen Unglück erfuhr, aber schließlich blieb nichts anderes übrig: das Unglück war geschehen und es konnte nicht abgestritten werden. — Um neun Uhr vierzig Minuten morgens verließ der fahrplanmäßige Zug Campinas nach Ribeirão Preto. Der aus zwölf Passagierwagen zusammengesetzte Zug wurde von einer amerikanischen Maschine gezogen, die zum ersten Male im Dienst war. Am Kilometer 32, nicht weit von Jaguary passierte der Zug eine scharfe Kurve, als die Lokomotive plötzlich aus dem Geleise sprang und eine Anzahl der Wagen mit sich riß. Der Eisenbahndamm ist dort etwa zwei Meter hoch und aus dieser Höhe stürzten sich die Wagen hinab. Eine furchtbare Panik entstand und als man die Ordnung wenigstens soweit herstellte, daß man Hilfe bringen konnte, da fand man sechs Tote und etwa neun Verwundete, von welchen einige Personen sehr schwere Verletzungen davongetragen haben. Vier der Toten gehören einer und derselben Familie an. Es sind die Doktoren Antonio und Caio Carneiro da Cunha und zwei kleine Mädchen desselben Namens, Töchter des letzteren. Tot sind auch der Heizer Caetano Thomaz und der Postbeamte Benedicto de Magalhães. — Die Familie Carneiro da Cunha war erst am Tage vorher von Rio nach São Paulo gekommen und befand sich auf der Fahrt nach Poços de Caldas. Am Mittwoch morgen haben sie fast den Zug verloren, der sie nach Campinas bringen

sollte. Sie sind gerade noch im letzten Augenblick zur Station gekommen und haben sich von ihren Begleitern nicht mehr verabschieden können. Jetzt ist nur noch die Gattin des verunglückten Herrn Dr. Caio von der ganzen Familie am Leben.

Ueber die Ursache des furchtbaren Unglücksfalles gehen die Versionen weit auseinander. Der eine vermutet, daß die Lokomotive zu schnell gefahren sei, der andere vermutet wieder, daß die Linie an der betreffenden Stelle einen Fehler gehabt haben müsse, und der dritte meint, daß der Fehler an der Maschine gelegen habe, die, wie gesagt, ihre erste Reise machte. Etwas bestimmtes weiß man aber nicht, denn es ist nicht bekannt, mit wie großer Geschwindigkeit die Lokomotive eigentlich fuhr. Die Sache ist überhaupt noch nicht aufgeklärt und soll erst heute untersucht werden.

Die Leichen der Familie Carneiro da Cunha und des Postbeamten Benedicto de Magalhães kamen gestern um sieben Uhr abends hier an. Die Leiche des letzteren wurde hier von Verwandten entgegengenommen, die der Carneiro da Cunha wurden in einem Spezialwagen der Zentralbahn nach Rio de Janeiro geschickt.

Das Schwurgericht hat am Donnerstag ein Urteil gefällt, mit dem die öffentliche Meinung zufrieden sein kann. Wie unseren Lesern noch erinnernlich sein dürfte, wurde in der Neujahrsnacht auf dem Largo Paysandú ein Mord verübt. Eine Gruppe junger Leute, alle Italiener, hatten Sylvester gefeiert und befanden sich auf einem Bummel. Einem von ihnen, einem gewissen Felipe Embeliciere, fiel es nun ein, einen anderen „Schneider“ zu nennen, und dieser, ein gewisser Roque Manarro, fühlte sich dadurch beleidigt, obwohl er wirklich Schneider war. Er verbat sich diesen Titel, Felipe nahm dieses Verbot aber nicht zur Kenntnis und fuhr fort, ihn nach seinem Berufe zu betiteln. Plötzlich zog Roque einen Revolver und schoß Felipe nieder. In der entstandenen Konfusion gelang es dem Mörder, zu entkommen. Er begab sich nach Hause und legte sich ruhig hin, vollständig überzeugt, daß in der Wohnung die Polizei ihn wegen einer solchen Lapalie nicht verhaften dürfe. — Dieser Roque Manarro stand am Donnerstag vor den Geschworenen und wurde von ihnen zu zehn Jahren und sechs Monaten Zellenhaft verurteilt.

Bevölkerungsbewegung. In der vorigen Woche starben in der Stadt São Paulo 210 Personen. Die meisten Opfer, 81, forderte die Störung der Verdauungsorgane. Von den Verstorbenen waren 113 männlichen und 92 weiblichen Geschlechts; 155 waren geborene Brasilianer und 55 waren Fremde; Kinder unter zwei Jahren starben 116. In derselben Woche wurden 338 Geburten registriert und 50 Trauungen vollzogen. Auffällig groß ist die Zahl der Totgeburten — 26.

Neuer Stadtteil. Die „City Improvements“ wartet nur noch auf die Erlaubnis der Präfektur, um die Anlage der großen Avenida zu beginnen, die den neuen Stadtteil Pacaembú mit der Rua das Palmeiras verbinden soll. Sobald diese Avenida fertig sein wird, wird die City an beiden Seiten der breiten Straße Häuser bauen. Der ganze Stadtteil soll mit der möglichsten Beschleunigung fertiggestellt werden. Hoffentlich wird durch die Schaffung Pacaembús die immer empfindlicher werdende Wohnungsnot etwas gelindert.

Verhafteter Gattenmörder. In Barretos wurde am Montag ein gewisser José Francisco Junior verhaftet, der unter der Anklage steht, in São Sebastião do Paraíso, Staat Minas Geraes, seine Frau ermordet zu haben. José Francisco hatte sich am

27. Mai voriges Jahr verheiratet, hatte aber schon am nächsten Tage seine Frau verlassen, um seinen Wohnsitz nach Franca, Staat São Paulo, zu verlegen. Im Monat September war er nach Minas zurückgekehrt und hatte dort erfahren, daß seine Frau einen leichtsinnigen Lebenswandel führe. Darauf hat er sich geradeswegs zu ihr begeben und hat sie erschossen. Er entging der Verhaftung durch die Flucht nach Barretos, wo er bis zu seiner Gefangennahme an der zootechnischen Station angestellt war. Am Mittwoch wurde er von São Paulo nach Minas Geraes geschickt, wo er abgeurteilt werden soll. Auf der Polizei hat der Gattenmörder ausgesagt, daß er erst nach der Verheiratung erfahren habe, daß seine Frau von einem anderen verführt worden war. Das wird jedenfalls genügen, um die Geschworenen günstig zu stimmen, obwohl der gesunde Menschenverstand sagt, daß auch eine solche Entdeckung nicht zu einem Morde berechtigt.

Größes Eisenbahnunglück. Die Untersuchungskommission hat ihr Urteil wohl noch nicht abgegeben, aber es unterliegt kaum noch einem Zweifel, daß die große Eisenbahnkatastrophe auf der Mogyana durch den Maschinisten verschuldet wurde. Er führte eine Maschine, die zum ersten Male im Dienst war und da muß es ihm in den Kopf gekommen sein, die Leistungsfähigkeit der Lokomotive zu prüfen. Wie die Ueberlebenden erzählen, war die Geschwindigkeit schreckenerregend. Der Zug lief nicht, er flog. In den Wagen konnte keiner stehen bleiben, so wurde der Zug infolge der wahnsinnigen Geschwindigkeit geschaukelt. Die Passagiere machten den Zugführer darauf aufmerksam, daß die Geschwindigkeit übertrieben werde. Der Zugführer konnte sich aber entweder nicht mit dem Maschinisten in Verbindung setzen oder dieser gehorchte ihm nicht, denn die Geschwindigkeit wurde nur noch gesteigert, daß alle Passagiere geängstigt zu den Fenstern hinausschauten; Bäume und Sträucher schossen in wildem Gewirbel an den Fenstern vorbei. Bei dieser Geschwindigkeit muß der Maschinist sich in den Entfernungen verrechnet haben, denn er fuhr in demselben Tempo in die Kurve ein und da mußte die Lokomotive aus dem Geleise springen. Durch die Gewohnheit abgestumpft, hatte der Maschinist die Gefahr nicht gemerkt und auf dem Stahlkoloß stehend hatte er das Schaukeln des Zuges nicht wahrnehmen können.

Die Katastrophe kam plötzlich. Die Kurve war nicht sichtbar, weil Kaffeebäume die Aussicht versperrten und auch weil bei der ungeheuren Geschwindigkeit kein Mensch es wagte, den Kopf zum Fenster hinauszustecken und nach vorn zu schauen. Es gab auf einmal einen Ruck, die Lokomotive stand, die Wagen türmten sich aufeinander und stürzten in dem zwei Meter hohen Damm herab. Herr Oleario Mariano, ein Schwager des getöteten Herrn Dr. Caio da Cunha, der selbst auch ein Töchterchen verloren, weiß nicht, wie er gerettet worden ist. Im Augenblick der Katastrophe hat er sich in der nächsten Nähe der Opfer befunden und er ist mit ihnen den Damm herabgestürzt und doch hat er nur geringfügige Verletzungen davongetragen. Die Witwe des Herrn Caio da Cunha, die ihren Mann, ihre zwei Töchterchen und ihren Schwager auf einmal verloren, befindet sich in Rio in einem Zustand, der geistige Ummachtung befürchten läßt. Die Einzelheiten der furchtbaren Katastrophe werden kann, wie das ja auch nicht anders erwartet werden kann, von allen Ueberlebenden anders erzählt. Das Unglück brach so plötzlich ein, daß auch die kaltblütigsten Menschen den Kopf verloren. Niemand weiß, wie er unversehrt davonkam und niemand kann ganz genau angeben, was sich in der ersten Augen-

blicken abspielte. Die Zahl der Opfer ist acht. Die Zahl der Verletzten ist noch größer und mancher von diesen befindet sich in einem hoffnungslosen Zustand.

Die Direktion der Gesellschaft Mogyana hat sich sofort erboten, für die Witwe des Herrn Dr. Caio Carneiro da Cunha zu sorgen, aber es ist wahrscheinlich, daß dieses Gebot nicht angenommen, sondern ein Prozeß auf eine einmalige Entschädigung von tausend Contos angestrengt wird. Dr. Caio verdiente jährlich siebenzig Contos und diese Summe soll zur Basis der Entschädigungsansprüche genommen genommen werden. Er war 37 Jahre alt.

Ob und inwiefern die Gesellschaft selbst an dem Unglück mitverantwortlich ist, ist noch nicht aufgeklärt. Diese Mitverantwortung wäre nur dann nachgewiesen, wenn es sich feststellen ließe, daß die Direktion dem Maschinisten den Auftrag gegeben hat, die Maschine auf ihre Leistungsfähigkeit zu prüfen. Ist dieses nicht nachzuweisen, dann bleibt der Maschinist der einzige Schuldige, die Gesellschaft kann sich deshalb aber doch nicht dem Schadenersatz entziehen, weil sie für das von ihrem Personal angerichtete Unglück aufzukommen hat.

Von der monarchistischen Propaganda, die noch vor wenigen Wochen soviel Staub aufwirbelte, wird jetzt kaum noch gesprochen. Die Kandidaturen für die Bundespräsidentschaft haben die Aufmerksamkeit des politisierenden Publikums in einem solchen Maße gefangen genommen, daß den Leuten keine Zeit mehr übrig bleibt, sich mit anderen Dingen zu befassen. Die Monarchisten sind mit dem Abflauen des Interesses nicht einverstanden und sie wollen das Feuerchen schieren, bevor es ganz erloschen. Deshalb werden drei Monarchisten den Staat São Paulo bereisen und in verschiedenen Städten Konferenzen abhalten.

Der „Patriarch“ der brasilianischen Kirche, Ex-Conego Amorim Correa, wird einen seiner Ex-Kollegen, der ihm einen unmoralischen Lebenswandel nachsagt, wegen Preßbeleidigung verklagen. Mit der Vertretung der Anklage ist der Rechtsanwalt Dr. Benjamin Mota beauftragt worden. Arm in Arm mit dem hageren Atheisten fordert der korpulente Patriarch die Vertreter der römischen Kirche in die Schranken und somit gibt er dem Klerus die allerbeste Gelegenheit, zu sagen, daß er den Glauben überhaupt aufgegeben und sich denen angeschlossen habe, die jede Religion bekämpfen. Andere Leute allerdings wieder sagen, daß der „Patriarch“ Herrn Mota nicht wegen seines Atheismus zu seinem juristischen Vertreter gemacht habe, sondern lediglich deshalb, weil gerade dieser Rechtsanwalt durch seine reichen Erfahrungen auf dem journalistischen Gebiete und durch sein Temperament ganz besonders dazu befähigt ist, eine Beleidigungsklage erfolgreich zu Ende zu führen.

Dr. Albuquerque Lins. Vor einigen Tagen konnten wir berichten, daß der Ex-Präsident, Herr Dr. Albuquerque Lins, von der Bundesregierung eingeladen worden sei, die Gesandtschaft in Rom zu übernehmen. In der Folge tauchten aber Gerüchte auf, die das Vorhandensein einer solchen Einladung in Abrede stellten. Dem gegenüber wird nun von zuständiger Seite erklärt, daß die Einladung wirklich ergangen sei. Herr Dr. Albuquerque Lins habe noch keine Antwort gegeben (diese werde aber nicht so dringend erwartet, denn der Personenwechsel in der römischen Gesandtschaft gelte nicht als eine zur Eile dringende Angelegenheit).

Paulistaner Reis auf der Ausstellung. Wie Herr Hernani Pereira, Kommissar der paulistaner Staatsregierung in Wien, berichtet, hat

der weiße Reis aus Iguape auf der Reisausstellung in Vercelli eine allgemeine Aufmerksamkeit erregt. Verschiedene große Reispflanzer haben von diesem Reis Saatproben erbeten und diese sind ihnen auch bereitwilligst gegeben worden. Dafür hat Herr Hernani Pereira, wieder die Samen anderer vorzüglichen Varietäten eingetauscht, mit welchen jetzt im Staate São Paulo Versuche gemacht werden sollen.

Französische Gefahr. Wir empfehlen folgende Notiz, die durch die Tagespresse die Runde macht, der Beachtung unserer Nativisten: „In dem französischen Konsulat ist die medizinische Kommission versammelt, welche die jungen Leute, die zu der Klasse von 1912 gehören, und die sich im Oktober zum Dienst stellen müssen, auf ihre physische Tauglichkeit untersucht.“ Fällt da nicht einem Mauricio de Lacerda oder einem Gama Rosa ein, die Lärmtrumpete zu blasen und der Nation zu denunzieren, daß Frankreich in Brasilien Rekrutierungen vornehme?

Eine brutale Frau ist die in der Rua de Santo Amaro wohnhafte Theresa de tal. Vor einiger Zeit wurde sie prozessiert, weil sie einem Dienstmädchen ein Auge ausgeschlagen hatte und jetzt mußte sie wieder wegen eines fast ähnlichen Vergehens zur Polizei gerufen. Jetzt hat sie die bei ihr bedienstete 14jährige Edwiges Maria Rosas auf das brutalste mißhandelt.

Schule für Chauffeure. Hier ist eine Schule für Chauffeure errichtet worden, von der man sich sehr gute Resultate verspricht. Daß die Gründung einer solchen Schule hier sehr am Platze ist, steht außer jedem Zweifel, übertrieben ist es aber, wenn man von ihr erwartet, daß sie durch die Ausbildung der Chauffeure, die Unfälle unmöglich mache. Die hiesigen Chauffeure fahren in der Regel nicht schlecht und man kann auch nicht sagen, daß es den Leuten im allgemeinen an Geistesgegenwart fehlt. Die Unfälle sind nicht deshalb so zahlreich, weil die Wagenlenker ihrer Sache nicht sicher sind, sondern wohl aus dem Grunde, daß sie so schnell fahren, daß im gegebenen Falle auch die Geistesgegenwart und die Kenntnis der Maschinerie das Unglück nicht mehr verhüten können. In einer die Chauffeur-Schule empfehlenden Notiz heißt es nun, daß die Unfälle hauptsächlich auf die mangelhafte Ausbildung der Chauffeure zurückzuführen seien, und daß durch den Besuch der Schule die Chauffeure kaltes Blut bekommen würden. Das ist des Guten zuviel versprochen. Kaltes Blut bekommt man nicht durch den Besuch einer Klasse, sondern dazu gehören gute Nerven und wer die nicht hat, dem können sie auch nicht anezogen werden.

Einfuhrhandel. Der Einfuhrhandel klagt darüber, daß auf den Ozeandampfern sehr viele Volumen verloren gehen. Die Dampfergesellschaften haben nun die Praxis, Reklamationen wegen verschwundener Ladungsstücke nur drei Tage nach der Löschung entgegenzunehmen und diese Frist ist nach der Ansicht des Handels nicht ausreichend, weil man in drei Tagen nicht feststellen kann, ob ein Stück fehlt oder nicht. Die Kanfleute wollen eine Reklamationsfrist von fünfzehn Tagen verlangen und das scheint auch gar nicht übertrieben zu sein. Bei der Ueberfüllung der Zollarmazens in Santos ist es ein Ding der Unmöglichkeit, die erhaltenen Ladestücke mit dem Ladeschein schon in drei Tagen zu vergleichen und da die Reklamation nach dem Ablauf dieser Zeit nicht mehr angenommen werden, so wird der Handel nicht selten geschädigt. Die Dampfergesellschaften haben ihrerseits dagegen nur ein geringes Interesse daran, die Reklamationsfrist auf drei Tage zu beschränken. Es ist für sie wohl besser, wenn die Sachen schnell erledigt

werden; wenn dieses aber wegen unüberwindlichen Schwierigkeiten nun einmal nicht geht, dann können und sollen sie die Frist verlängern, auch wenn es ihnen etwas mehr Arbeit auferlegt und ihre Abschlüsse einige Tage verzögert, denn die Schifffahrt und der Handel müssen zusammenarbeiten und sich gegenseitig unterstützen.

Paulistaner Schulen. Die Paulistaner Schulen genießen in anderen Bundesstaaten einen guten Ruf und schon mehrere Staaten wie Sta. Catharina, Matto Grosso und Alagoas haben die Organisation Paulistaner Lehrern anvertraut. Der neue Gouverneur von Amazonas, Dr. Jonathas Pedroso, will etwas ähnliches. Während die anderen Staatsoberhäupter sich aber direkt an unsere Staatsregierung wandten, hat Herr Pedroso einen großen Umweg gemacht. Er hat durch die Vermittlung des Bischofs von Manaus den Generalvikar der Erzdiözese von São Paulo gebeten, ihm die Reglements der Paulistaner Normal- und Volksschulen zu verschaffen, da er in Manaus ähnliche Schulen errichten wolle. Diese Absicht ist sehr gut und löblich, aber es berührt einen doch etwas sonderbar, wenn ein Staatsgouverneur einen solchen Umweg benutzt. Die Regierungen pflegen miteinander direkt zu verkehren und die diplomatischen Dienste Dritter zu dispensieren. Der alte Herr Dr. Jonathas Pedroso denkt aber anders.

Großes Eisenbahnunglück. Die Behauptung, daß das große Eisenbahnunglück auf der Mogyana-Linie der außerordentlichen Geschwindigkeit zuzuschreiben gewesen sei, stellt sich als übertrieben heraus. Der Zug sei nicht schneller gefahren als gewöhnlich. Der Maschinist, Antonio Freire, habe die Lokomotive nicht erst zu prüfen brauchen, denn er habe sie vor Tagen auf der Strecke nach Casa Branca geprüft. Der Maschinist ist wohl sehr schwer verletzt worden, aber er ist einer der wenigen, die bei der Katastrophe kaltes Blut bewahrt haben. Er weiß nicht, wie er sich die Katastrophe erklären soll. Die Maschine habe wunderbar gearbeitet, die Linie sei an der Stelle sehr solid. Es bleibe nichts anderes übrig, als anzunehmen, daß auf dem Geleise sich ein Objekt befunden haben müsse, das zu klein war, um von dem Schienenfeger erfaßt zu werden, aber fest genug, um nicht unter den Rädern zermalmt zu werden. Die Lokomotive sei bei dem schönsten Gang plötzlich aus dem Geleise gesprungen. Diese Erklärung ist sehr wichtig, denn sie kann die Untersuchung auf die richtige Spur leiten. Maschinist Freire gilt als ein durchaus zuverlässiger ruhiger Mann, der seinen Beruf sehr gut versteht. Deshalb hat man auch ihm die neue gewaltige Maschine gegeben. — Einen furchtbaren Eindruck macht die Nachricht, daß auf der Unglücksstelle der Postsack gestohlen worden ist. Man hat ihm nachher aufgeschmitteten gefunden. Die Wertbriefe fehlten. Muß das doch ein Individuum von wirklich bestialischem Instinkten sein, das auf der Stätte unendlichen Jammers an Raub und Diebstahl denken kann. Es heißt, daß auch verunglückte Passagiere bestohlen worden seien. Dieses Gerücht entbehrt aber noch der Bestätigung. Die Untersuchungskommission hat ihr Urteil noch nicht abgegeben.

Einen gutgemeinten Rat erteilt unser Kollege, Herr Gomes dos Santos in dem „Correio Paulistano“ Kaiser Wilhelm II. Der impulsive Monarch soll durch einen Geniestreich die zwischen den Centralmächten Europas bestehende Spannung mit einem Male beseitigen — er soll Elsaß-Lothringen Frankreich zurückerstatten. Die ganze Menschheit verlange diese entschlossene Tat von ihm, durch die er Europa von dem Alpdruck der beständigen Kriegsgefahr befreien und sein Land zum ersten

Reich der Erde machen würde. Die wunderbare Entdeckung, daß Deutschland durch die Zurückerstattung Elsaß-Lothringens an Frankreich den Weltfrieden für alle Zeiten sichern würde, hat nicht unser geschätzter Kollege selbst gemacht — sie stammt von einem der genialsten Schriftsteller der neuesten Zeit, von dem jüngst verstorbenen Soziologen J. Novicow. Nach dem Tode dieses merkwürdigen Mannes ist ein nachgelassenes Buch erschienen „Elsaß-Lothringen, ein Hindernis deutscher Expansion“ und in diesem Buche soll, wie Herr Gomes dos Santos ausführt, Novicow auf das schlagendste bewiesen haben, daß die Annexion der zwei Provinzen Deutschland mehr geschadet als genutzt habe. Das genannte Buch haben wir noch nicht gelesen, da wir aber das Lebenswerk des großen Schriftstellers ziemlich gut kennen, so glauben wir unserem Kollegen aufs Wort, daß es eine Leistung ersten Ranges ist und daß die Berechnungen J. Novicows aufs Haar stimmen, aber nur auf dem Papier, auf dem er wie selten einer schöne Gedanken in ebenso schönen Worten auszudrücken verstand.

Die Annexion der zwei Provinzen hat den „bewaffneten Frieden“ zur Folge gehabt, der viel, viel mehr kostet, als die gewonnenen Länder wert sind. Würde Deutschland sich nicht zu rüsten brauchen, dann würde es auf dem wirtschaftlichen Gebiet eine solche Kraft entwickeln, daß auch kein einziges Land mit ihm Schritt halten könnte und das Deutsche Reich hätte sehr bald und mühelos die Vorherrschaft in der Welt erreicht. — Wir wollen nicht bestreiten, daß dem so wäre, daß Novicow und der Verbreiter seiner Gedanken, Herr Gomes dos Santos, recht haben; deshalb sehen wir aber noch lange nicht ein, warum der Appell, auf Elsaß-Lothringen zu verzichten, nur an Deutschland gerichtet werden soll. Wenn Deutschland auf die zwei Provinzen verzichtet, dann hört die Spannung auf, und wenn Frankreich seine Revanche-Gedanken fahren läßt, dann geschieht dasselbe. Es liegt also in der Macht zweier Länder, die Spannung endgiltig zu beseitigen und deshalb sollte der Appell nicht an das Land gerichtet werden, dem die Verzichtleistung sehr schwer fallen muß, sondern an seinen Nachbarn, für den die Verzichtleistung lediglich ein moralischer Akt ist. Erstens hat Deutschland auf Elsaß-Lothringen ein historisches Recht und zweitens befindet es sich im Besitze dieser Provinzen. Dem Reiche zuzumuten, daß es auf diese Gebiete verzichte, heißt von ihm eine mehr als menschliche Selbstlosigkeit verlangen. Frankreich hat dagegen kein historisches Recht auf seiner Seite und es ist auch nicht der gegenwärtige Besitzer, sodaß es zur Verzichtleistung keiner übermenschlichen Selbstlosigkeit bedarf — dazu genügt schon der gesunde Menschenverstand und ein bisschen Resignation, die einen lehrt, lieber mit dem Erreichbaren zufrieden zu sein, als dem Unerreichbaren nachzujagen. J. Novicow schreibt und Gomes dos Santos repetiert, daß in Elsaß-Lothringen 198.000 Französisch-sprechende leben; da die Bevölkerung dieser Provinzen nach der Volkszählung vom Jahre 1910 nun aber 1.871.702 Seelen beträgt, so dient das Zahlenargument nur dazu, zu beweisen, daß die Deutschen auch von dem historischen Rechte abgesehen, mehr Grund haben, Elsaß-Lothringen festzuhalten, als Frankreich es zurückzuverlangen. Wenn also einer dadurch sündigt, daß er die Länder Mitteleuropas zur Erhaltung des „bewaffneten Friedens“ zwingt, der die Finanzen ruiniert und den wirtschaftlichen Fortschritt hemmt, so ist es Frankreich, das etwas zurückfordert, was ihm mit gutem Rechte nie gehört hat, und nicht an Deutschland, das etwas festhält, was ursprünglich sein Eigentum gewesen und was es unter kolos-

salen Opfern von dem räuberischen Nachbar, der ohne Recht und Grund die Provinzen an sich gerissen, zurückerobert hat. Warum J. Novicow, der Deutschland ebenso freundlich gesinnt war wie Frankreich, dem Reiche den sonderbaren Rat gab, auf Elsaß-Lothringen zu verzichten, wissen wir nicht, aber wir glauben, daß seine bekannte Vorliebe für geniale Konstruktionen ihn mit diesem Problem deshalb sich befassen ließ, weil es ihm die Gelegenheit gab, den schädlichen Einfluß des Militarismus auf die wirtschaftliche Entwicklung der Länder und Völker zahlenmäßig nachzuweisen. Herr Gomes dos Santos, der ebenso wie sein Meister Deutschland freundschaftlich gesinnt ist, vergaß wieder, daß die schönen Gedanken Novicows, wie die Gedanken aller großen Künstler (und das ist der genannte Soziologe in erster Reihe) sehr oft undurchführbar sind. — In dem Artikel unseres geschätzten Kollegen finden wir aber einen Satz, den wir voll und ganz unterstreichen können: „Wenn man die durch den Krieg vom Jahre 1870 geschaffene Situation übersieht, dann möchte man Napoleon III. auferwecken, um ihn der Besserungspolizei zu überliefern, damit sie ihn aus der Geschichte verbanne.“ Wenn aber schon Napoleon III. aus der Geschichte verbannt zu werden verdiente, so wäre es mit demjenigen in einem noch stärkerem Maße der Fall, der jetzt Frankreich in ein kriegerisches Aenteuer stürzen würde.

Hochherzige Schenkung. Das Syndikat „Rio Pequeno“, dem unter anderen die bekannten Kapitalisten Coronel José Paulino Nogueira, Dr. Ramos de Azevedo, Antonio Carlos da Silva Telles, sowie die „Companhia Materiaes para Construcção“ angehören, übertrug schenkungsweise dem „Cruz vermelha“ Ländereien im Ausmaß von hunderttausend Quadratmetern zur Erbauung des Kinderspitals. Diese Terrains sind nahe von Pinheiros auf einem Hügel gelegen nahe der Sorocaba-Linie und sollen in nächster Zeit durch die Verlängerung der Bond-Linie mit der Stadt verbunden werden.

Handelswoche. Der Markt öffnete am Dienstag (Montag war Feiertag) mit 78300 und 68600 für Typ 4 und sieben. Im Laufe der Woche fiel der Preis um 100 Reis für Typ 7 und stieg um 50 Reis für Typ 4. Die Markttendenz blieb die ganze Woche ruhig. In der Woche wurden 48.606 Sack verkauft gegen 51.240 Sack in der vorherigen Woche. Der Tagesdurchschnitt der Verkäufe war 8.101 gegen 8.540 in der vorherigen Woche. Der Tag der größten Verkäufe war der Mittwoch mit 15.312 Sack, der der kleinsten Verkäufe der Sonnabend mit 4.128 Sack. Die Zufuhren betragen 46.298 gegen 68.880 in der vorigen Woche. Der Tagesdurchschnitt der Zufuhren war 7.716 gegen 11.480 in der vorherigen Woche. Der Tag der größten Zufuhr war der Dienstag mit 10.821, der der kleinsten Zufuhr der Mittwoch mit 6.514 Sack. Seit dem 1. Juli betragen die Zufuhren 7.828.124 Sack gegen 8.847.971 Sack in der gleichen Periode des vorigen Jahres. Verkauft wurden seit dem 1. Juli 5.186.963, verschifft wurden in derselben Zeit 7.627.261 Sack.

Kaiser-Borax

Zum tägl. Gebrauch im Bad und Waschwasser.

Kaiser-Borax ist das mildeste und gesündeste Verschönerungsmittel für die Haut, macht das Wasser weich, heilt raue und unreine Haut, macht sie zart und weiß und beseitigt jeden übeln Geruch. Ein Bad mit Kaiser-Borax nach starker Schweißabsonderung wirkt sehr erfrischend und anregend. Nur echt in roten Cartons.

Kaiser-Borax-Seife erstklassige Toiletseife.
Alleiniger Fabrikant Heinrich Mack in Ulm a. D.

Verstadtlichung der Reinigungsgesellschaft. Seit mehreren Wochen wird davon gesprochen, daß die Verstadtlichung der Reinigungsgesellschaft geplant werde, aber allmählich gewinnt man den Eindruck, daß dieses Projekt keine befriedigende Lösung finden wird. Daß die genannte Gesellschaft ihren Kontrakt nicht erfüllt, das weiß ein jeder, der nur eine Straße unserer Stadt ansieht; die besser Unterrichteten wissen aber noch mehr — die Gesellschaft ist überhaupt nicht in der Lage, den Kontrakt zu erfüllen. São Paulo hat sich vergrößert, die Arbeitslöhne sind teurer geworden und die Gesellschaft hat jetzt dreimal so große Ausgaben wie früher. Deshalb will sie den Kontrakt mit der Munizipalität lösen und verlangt dafür eine einmalige Entschädigung. Zuerst verlangte sie viertausend Contos, dann ging sie auf dreitausend herunter und jetzt will sie zweitausendundsiebenhundert Contos. Die Feilscherei ist schon ein hinreichender Beweis, daß es der Gesellschaft darum zu tun ist, den Kontrakt loszuwerden. Die Stadtväter sind aber hart und es heißt, daß sie nur dann mit sich sprechen lassen werden, wenn die Gesellschaft ihre Forderung um nochmals tausend Contos ermäßigt. Diese Wahrung der Interessen der Stadt ist sehr anerkennenswert, aber auch diese Sache hat ihre zwei Seiten, und wenn man die Munizipalkammer auch dafür loben muß, daß sie die verlangten Millionen nicht hergibt, so darf man doch wieder nicht vergessen, daß es so wie bisher nicht weitergehen kann, weil São Paulo des unglücklichen Kontraktes wegen nicht die schmutzigste Stadt bleiben darf. Hier ist der gute Rat also ebenso teuer wie der Kontrakt, die Stadtweisen sind mit ihrem Latein zu Ende und wissen nicht, was sie anfangen und was sie sagen sollen. Der eine ist der Ansicht, daß der Kontrakt reformiert werden müsse, damit entsteht aber die Frage, ob die Reform nicht noch teurer werden wird wie die Verstadtlichung der Gesellschaft, der andere meint wieder, daß die bestehende Gesellschaft durch eine andere abgelöst werden könnte, das wäre aber so gefahren wie kutschiert, denn die neue Gesellschaft wird auch mit der Ausdehnung der Stadt und mit den hohen Löhnen rechnen müssen. Es ist, man mag die Sache anfassen wie man will, eine Sackgasse, in der man sich befindet, und wer nach einem Ausgang sucht, der rennt mit der Stirn gegen die Wand. — Das fatalste wäre aber, wenn es jemandem einfallen würde, die Erhöhung der Müllabfuhrsteuer zu empfehlen und doch ist eine solche Wendung der Dinge nicht ausgeschlossen, denn die Herren der Verwaltung sind es gewöhnt, die Lasten, die sie selber geschnürt, auf die breiten Schultern des Volkes zu laden, dessen Geduld hier in São Paulo ja sprichwörtlich ist. Gegen eine solche wahnwitzige Maßnahme müßten auch die Lammfrommen protestieren.

Edú Chaves. Dieser Tage wird der Aviatiker Edú Chaves von Europa zurück erwartet. Er kommt direkt nach Santos und wird erst nach einem kurzen Aufenthalt in São Paulo sich nach Rio de Janeiro begeben und zwar im Aeroplan über See. Von Rio wird er einen Ueberlandflug nach São Paulo versuchen. Edú Chaves hat die Absicht, in Rio oder São Paulo eine Schule für Aviatiker zu gründen. Würde die Regierung ein solches Unternehmen nicht unterstützen, dann würde er die Schule auf eigene Rechnung ins Leben rufen.

Pereira Passos †. Wie ein Radiogramm meldet, ist Dr. Pereira Passos auf der „Araguaya“, mit der er nach Europa reiste, verstorben. Dr. Pereira Passos darf als Erneuerer Rio de Janeiro zu den verdienstvollsten Brasilianern gezählt werden. Unter ihm hat sich Rio de Janeiro

aus einer altertümlichen Stadt in eine moderne Großstadt verwandelt und das in einer erstaunenerregend kurzen Zeit. Pereira Passos war am 29. August 1837 zu São João da Barra, Provinz Rio de Janeiro, geboren und war Ingenieur. Er war wiederholt Eisenbahndirektor und zweimal leitete er die Zentralbahn. Seine bei weitem bedeutendste Mission aber war die Verschönerung der Bundeshauptstadt, die er im Alter von fast siebzig Jahren durchführte.

Immer die Havas! Die Herzlichkeit der Beziehungen zu Rußland und England ist in Frankreich bei dem Präsidentenwechsel wieder einmal recht dick aufgetragen worden. In Wirklichkeit scheint es aber nur die Herzlichkeit recht eigen bestellt zu sein, wenigstens soweit England in Frage kommt. Da von der Festigkeit oder Morschheit des Dreiverbandes die internationale Konstellation ganz wesentlich beeinflußt wird, so haben auch wir in Brasilien, die wir durch unsere Wirtschaftsbeziehungen ganz wider Willen ins Getriebe der europäischen Politik gezogen werden, allen Anlaß, den englisch-französischen Beziehungen Aufmerksamkeit zu schenken. In einem Artikel von ungewöhnlicher Heftigkeit beschuldigt das französische Militärorgan „Eclair“ die englische Regierung, der marokkanischen Wirksamkeit Frankreichs mit einer Tücke entgegenzuarbeiten, die der „Entente cordiale“ nicht entspreche. Namentlich werde die mohammedanische Bevölkerung von Tanger englischerseits in ganz ungehöriger Weise gegen Frankreich aufgereizt. Das sei die wahre Ursache, warum das so lange vorbereitete Statut von Tanger noch heute nichts weiter sei als ein toter Buchstabe. Der französischen Regierung wirft der „Eclair“ vor, daß sie mit verselränkten Armen zusehe, wie Lord Kitchener in Aegypten die Beschlagnahme der letzten Rechte der ägyptischen Regierung sowie die Aufhebung der europäischen Kapitalationen vorbereite, und fragt, wie das französische Kabinett es rechtfertigen könne, von der Londoner Regierung in großen und kleinen Dingen mit leeren Versprechungen abgespeist zu werden. — Von diesem Artikel, der angesichts des großen Einflusses des „Eclair“ in der Armee von Wichtigkeit ist und der obendrein offenbar einen in Marokko tätigen Offizier zum Verfasser hat, meldete uns die treffliche Agence Havas kein Wort. Wir haben erst durch die Lektüre der mit der letzten Post eingetroffenen europäischen Zeitungen Kenntnis davon erhalten. Wenn es sich um einen Angriff gegen Deutschland gehandelt hätte — und wäre er im obskursten Blättchen des obskursten Ländchens erschienen —, so hätte die Havas sicherlich einen langen Bericht herübergekabelt. Trotz all diesen Erfahrungen findet Deutschland aber noch immer nicht das nötige Geld, um die Presse seiner Exportländer mit eigenen Kabelnachrichten zu versehen. Um ein paar lumpige Hunderttausend Mark zu sparen, läßt man rings herum systematisch Mißtrauen und Feindschaft gegen die Deutschen säen, ohne zu bedenken, daß diese Saat der deutschen Volkswirtschaft Millionenverluste kostet. —

Teuerung. Die Herrschaften, welche das Volk beschuldigt, durch künstliche Mittel die unerträgliche Teuerung herbeigeführt zu haben, gebrauchen immer die Ausrede, daß die Teuerung eine sehr natürliche sei, denn sie hänge mit dem Kurse zusammen. Wäre der Geldkurs höher, dann wäre die Teuerung nicht so unerträglich. Daß diese Erklärung nicht ganz von der Hand zu weisen ist, steht außer Zweifel, aber sie widerlegt nicht die Behauptung, daß die Teuerung zum allergrößten Teil doch eine künstliche Mache ist. Die folgenden Daten die-

nen als Beweis, daß der gegenwärtige Kurs allein die Teuerung absolut nicht rechtfertigt. Im Jahre 1902, Monat Januar, stand der Kurs auf 12 17/32 und das Pfund Sterling kostete 19 Mil 150. Jetzt steht der Kurs auf 16 und das Pfund kostet 15\$000. Wäre nun der Einfluß des Kurses für die Lebensmittelpreise allein entscheidend, dann müßten die Nahrungsmittel in diesen elf Jahren nicht teurer, sondern wohl billiger geworden sein, und doch ist das erstere eingetroffen. Im Jahre 1902 kostete der ausländische Reis 266 bis 283 Reis das Kilo — heute kostet er 550 und 617 Reis das Kilo. Die schwarzen Bohnen, ein hauptsächlich für Rio de Janeiro stark in Frage kommendes Nahrungsmittel, kosteten im Jahre 1902 18\$000—19\$000 der Saek und heute kostet dieselbe Menge 21\$700—22\$500. Die ausländischen Bohnen kosteten 22\$000—24\$000, jetzt kosten sie 39\$500—41\$900. Der Mais kostete 8\$000—9\$000 der Saek, jetzt zählt man aber dafür 13\$400—13\$900. Das riograndenser Dörrfleisch kostete 600—620 Rs. Kilo, jetzt muß man 1\$000—1\$200 für das Kilo zahlen. Das Schmalz wurde in der Gründung des Trusts mit 52\$000 die Kiste bezahlt, heute zahlt man dafür 72\$000—75\$500. Die Zuckerpreise haben sich verdoppelt und dasselbe ist mit den meisten anderen Artikeln des täglichen Bedarfes der Fall. Dem Kurs die größte Schuld zuzuschreiben ist also total verkehrt. — Das andere Argument ist, daß die Stadtbevölkerung sich sehr vermehrt habe und die Nachfrage infolgedessen bedeutend stärker geworden sei, was naturgemäß die Preise beeinflussen müsse. Das stimmt auffällig, aber man darf nicht vergessen, daß nicht nur die Bevölkerung der Großstädte zugenommen hat, denn die Produktion ist in einem noch größeren Maßstabe gewachsen; nicht nur die Nachfrage vergrößerte sich, sondern auch das Angebot, und wenn es mit natürlichen Dingen zuzunehmen, dann müßten die Preise auf dem Nahrungsmittelmarkt, wenn nicht niedriger, so doch dieselben wie vor zwölf oder zehn Jahren sein. Alle Botschaften der Gouverneure und Staatspräsidenten der produzierenden Staaten stellen mit großer Genugtuung fest, daß die Produktionsmenge von Jahr zu Jahr größer wird. Das ist hauptsächlich mit dem Reis der Fall. Im Jahre 1902 war der brasilianische Reisbau kaum nennenswert, jetzt produzieren aber die Staaten São Paulo, Rio Grande do Sul und Santa Catharina große Mengen dieses Zereals und doch ist der Preis kolossal in die Höhe gegangen. Der Schmalzexport der zwei südlichsten Staaten nimmt von Jahr zu Jahr mehr zu als die Zahl der Konsumenten und doch konnte der Preis von 52\$000 auf 72\$000 per Kiste steigen. In demselben Maße nimmt die Dörrfleischfabrikation zu. Im Vergleichsjahre 1902 litt das Fleisch produzierende Rio Grande do Sul noch unter den Folgen der föderalistischen Revolution, die die Viehbestände verwüstet hatte; jetzt sind nicht nur diese Folgen überwunden, sondern die Produktionsmenge ist auch durch die Erschließung Matto Grossos für die Viehzucht vergrößert worden, trotzdem zahlt man für das Kilo um 40 Prozent mehr als früher. Man hat eben die Fleischhändler durch die Schutzzölle in die Lage gesetzt, die Preise diktieren zu können und diese Situation wird von den Herren zum Nachteil der Konsumenten wirklich skandalös ausgenutzt. Wir erinnern nur an das von uns wiedergegebene Telegramm aus Uberaba, das mit herzerquickender Offenheit den Konsumenten mitteilte, daß die Zutreiber an einer einzigen Viehtruppe 40, 50 und 60 Contos verdienen; in Matto Grosso kostete das Vieh 35\$000 in Uberaba aber schon 115\$000. Angesichts dieser Tatsachen erscheint die Behauptung, daß die Teuerung auf natürliche Ursachen zurückzuführen sei, als eine kläg-

liche Ausrede, da aber eine künstlich herbeigeführte Teuerung bei einigem guten Willen von der Regierung mit Erfolg bekämpft werden kann, so gehört nur eben dieser Wille dazu, um dem Volke das zu geben, was es verlangt — billige Nahrungsmittel. — Die hier gegründete Liga gegen die Monopole wird ihre Tätigkeit bald aufnehmen und sowohl in der Presse wie durch Volksversammlungen eine Kampagne gegen die Teuerung der Lebensmittel und der Mieten führen. Die Liga hofft auf die Unterstützung der Munizipalkammer und des Staatskongresses.

Es gibt noch Richter in Berlin. Dieser Tage kam aus Berlin ein Telegramm, daß Kaiser Wilhelm gegen einen Herrn Sohrt einen Prozeß verloren habe. Es ist nicht das erste Mal, daß der Herrscher über das Deutsche Reich von einem deutschen Richter auf Schadenersatz „verknaxt“ wird. In Deutschland fällt das nicht besonders auf, denn man findet es sehr erklärlich, daß ein Monarch in einer Streitsache, in der er als Privatperson auftritt, nach demselben Rechte behandelt wird, wie jeder andere Sterbliche. Der brasilianischen Presse war die Verurteilung des Kaisers ein willkommener Anlaß, unseren Richtern etwas die Leviten zu lesen. So schreibt der „Correio da Manhã“: „Wir wollen und müssen nicht behaupten, daß unter unseren Richtern nicht Männer zu finden sind, die in der Kultur und der moralischen Unantastbarkeit neben ihre Berliner Kollegen gestellt werden können. Sie bilden aber eine verschwindende Minorität, so daß die öffentlichen Gewalten immer mehr Aussichten haben, den Sieg zu erringen, als die gewöhnlichen Sterblichen, mit welchen sie sich begegnen. So ist es in den Fällen privaten und politischer Natur. Die Paulos Fontes (Paulo Fontes, Bundesrichter von Bahia, gab dem skandalösen Habeas-Corpus-Gesuch statt und veranlaßte so das Bombardement der Stadt D. Red.) und die Octavios Kellys (Bundesrichter in Nietheroy, gelangte zur Berühmtheit durch seine Stellungnahme gegen die Parteifreunde Dr. Edwiges de Queiroz' D. Red.) sind die besten Beweise, wie wenig man hier auf die Justiz gibt, und niemand fordert von ihnen Genugtuung, niemand zieht sie zur Verantwortung.“

„Die erniedrigenden Ausnahmen sollten so schnell als möglich aus dem Richterstande ausgestoßen werden. — Die Deutschen können heute noch das Wort des bescheidenen Bauers zu dem alten Fritz wiederholen: „Es gibt noch Richter in Berlin.“ Warum sollte hierzulande ein ähnliches Wort nicht Richtigkeit erlangen können? Man muß doch begreifen, daß auf eine gute Justiz die ganze nationale Organisation basiert ist.“

„Da wir nun einmal bei dem Kaiser sind, so können wir auch noch erwähnen, daß dieser mächtige Monarch in seinem Lande, wenn es sich nicht um eine offizielle Reise handelt, seine Reiscauslagen selber bezahlt, während hier die Deputierten und Senatoren auch dann der Nation schwer zur Last fallen, wenn sie eine Reise machen, um ihre Familien oder ihre Wähler zu besuchen. Welch ein Kontrast zwischen unserer Demokratie und jener fast autokratischen Monarchie!“

Dieser klagende Ausruf ist sehr am Platze und umso bemerkenswerter, als er von einer Seite ausgeht, die man nicht gewöhnt ist, unter den Bewunderern Deutschlands zu sehen. Wollte der „Correio da Manhã“ aus seiner eigenen Feststellung daß in Deutschland die Justiz zuverlässiger funktioniert als hierzulande und daß der deutsche Kaiser nicht die Vorzugsrechte genießt wie unsere Senatoren, die Schlußfolgerung ziehen, dann müßte er eingestehen, daß Deutschland nicht das reaktionäre Land ist, als

Berndorfer Metallwaren-Fabrik

Arthur Krupp, Berndorf Austria

5000 Arbeiter

Tägliche Erzeugung 3500 Dtz. Bestecke

Schwer versilberte

Bestecke und Tafelgeräte aus Alpaca-Silber



Eigene Niederlagen in Europa:

Amsterdam, Berlin, Brüssel, Budapest, Hamburg, London, Luzern, Mailand, Moskau, Paris, Prag, Stockholm, Wien

Schutzmarken!

A. KRUPP BERNDORF

für Alpaca-Silber I



für Alpaca-Silber II

880  BM
für Alpaca

das es manchmal von dem „Correio“ selbst hingestellt wird, denn in reaktionären Ländern pflegt nicht die Justiz zu herrschen, sondern der Wille des Monarchen.

Freispruch bestätigt. Es gehört zu den Seltenheiten, daß ein freisprechendes Urteil des Schwurgerichtes, gegen das die Staatsanwaltschaft Einspruch erhebt, von dem Justiztribunal bestätigt wird. Man erinnert sich daran, daß Albertina Barbosa dreimal freigesprochen wurde, und daß das Tribunal dreimal die Appellation des Staatsanwaltes annahm. Elisario Bonilha, der wegen der Mithilfe an einer Tötung, welche das Schwurgericht viermal als nicht vorbedacht klassifizierte, prozessiert wird, ist schon zweimal freigesprochen worden, aber das Justiztribunal hat durch die Annahme der zweiten Appellation doch noch veranlaßt, daß der Mann Albertinas im Gefängnis bleiben mußte. Jetzt hat das Tribunal aber eine Appellation zurückgewiesen und somit den Freispruch des Schwurgerichtes bestätigt. Wie unseren Lesern erinnerlich sein dürfte, erschöß am 13. August 1912 der Medizinstudent Alfredo Poggi seine Stiefmutter. Er kam vor das Schwurgericht und wurde gegen alles Erwarten freigesprochen, weil die Geschworenen sich der Auffassung des Verteidigers angeschlossen, daß er bei der Begehung der Tat sinnesverwirrt gewesen sei. Die Staatsanwaltschaft appellierte und die Sache kam

vor das Tribunal, das sich nun am Montag zu der Sache geäußert und, wie gesagt, den Freispruch bestätigt hat. Alfredo Poggi wurde an demselben Tage auf freien Fuß gesetzt und wird sich nun nach Rio begeben, um seine unterbrochenen Studien zu vollenden.

Der Holländische Lloyd brachte eine künstlerisch ausgestattete Propagandasehrift für Holland zur Verteilung: „Eine Reise nach Holland“, verfaßt von M. J. Brusse und ins Portugiesische übersetzt von Oscar de Araujo. Das Büchlein ist mit Holzschnitten von J. G. Veldheer und Willy Sluiter versehen, teils Ansichten aus holländischen Städten, teils Szenen aus dem holländischen Leben wiedergebend. In holländischer Renaissance-Type auf Büttenpapier gedruckt und mit farbigen Einfassungen versehen, gewährt auch das Salzbild einen wohlthuenden Eindruck, so daß die Schrift beredtes Zeugnis ablegt für die hohe ästhetische Kultur der Niederlande. Den Generalagenten des Königlich Holländischen Lloyd, der Sociedade de Anonyma Martielli, danken wir bestens für die Uebersendung.

Bananenkultur. Die Bananenproduzenten im paulistaner Küstengebiet wollen sich zu einer Genossenschaft zusammenschließen. Die Staatsregierung, die sich für die Entwicklung der Bananenkultur sehr lebhaft interessiert, wird diese Genossenschaft in der Vertretung ihrer Interessen unterstützen.

Bundeshauptstadt.

Ein heftiger Brand zerstörte die Häuser Rua Alfandega 23 und Rua Hospicio 22. in denen die Firma Eduardo Schlobach & Co. installiert war, und fügte den benachbarten Grundstücken, darunter denen des Banco da Provincia do Rio Grande do Sul und der London and River Plate Bank, erheblichen Schaden zu. Ein großer Teil der Schuld an der gewaltigen Ausdehnung, die das Feuer nahm, trifft unsere unvergleichliche Telephongesellschaft, die 25 Minuten brauchte, um die Verbindung mit der Feuerwehr herzustellen, obwohl von vier verschiedenen Stellen aus um diese Verbindung ersucht wurde! Die Telephondamen, die während der Frühstückszeit — es war halb zwölf Uhr vormittags — bekanntlich sehr unzugänglich sind, erwiderten seelenruhig, daß die Feuerwehrzentrale auf ihren Anruf nicht antwortete. Das ist jedoch eine unhaltbare Ausrede, da die Organisation des Dienstes bei der Feuerwehr ein solches Versagen ausschließt. Es wäre wünschenswert, daß die Polizei die Verantwortlichkeit der Telephongesellschaft einwandfrei feststellte, damit die Versicherungsgesellschaften Gelegenheit erhalten, die Gesellschaft auf Schadenersatz zu verklagen. Diese Lektion würde vielleicht helfen und eine Verbesserung unseres jammervollen Telephondienstes zur Folge haben.

Die Firma Schlobach & Co., die den Großhandel in Kurzwaren betreibt, hat gleich verschiedenen anderen Firmen die Einrichtung getroffen, von 11 bis 12 Uhr zu schließen, um dem Personal Gelegenheit zu geben, gleichzeitig zu frühstücken. Um halb 12 Uhr wurden dichte Rauchwolken bemerkt, die aus dem geschlossenen Geschäftslokal entströmten. Als die Feuerwehr endlich alarmiert war, vermochte sie den Löschdienst nicht sofort aufzunehmen, weil es der Polizei nur mit der größten Mühe gelang, ihr in den engen Straßen, in denen sich eine riesige Menschenmenge staute, Raum zu schaffen, und weil wieder einmal kein Wasser vorhanden war. Die Automobilpumpe mußte an den verschiedensten Stellen ansetzen, ehe sie genügend Wasser heranschaffen konnte. So trug eine Verkettung widriger Umstände dazu bei, daß die Grundstücke total ausbrannten. Erst um 2 einhalb Uhr konnte die Wehr unter Zurücklassung einer Brandwache abziehen. Ueber die Entstehungsursache des Brandes ließ sich bisher nichts ermitteln. Vielleicht hat jemand, ehe er zum Frühstück ging, einen brennenden Zigarettenstummel oder ein brennendes Streichholz unachtsam weggeworfen, und da infolge der riesigen Hitze der letzten Tage alles in Rio ausgedörrt ist, so konnte der Brand schnell großen Umfang annehmen. Die Polizei fand unter den Trümmern den Geldschrank unverschlossen und entnahm ihm sämtliche Bücher usw., um bei der Untersuchung eine Prüfung vornehmen zu lassen. Herr Schlobach sagte aus, daß das Geschäft bei den Versicherungsgesellschaften Aachen-Münchener, Union, North-British, Commercial, União und Garantia für insgesamt 930 Contos versichert gewesen sei, daß das Lager aber augenblicklich etwa 1200 Contos wertete. Die Firma Adolpho Wöbcken & Co., Vertreter des Formicida Schomaker, die im Obergeschoß des Hauses Rua Hospicio 22 installiert war, erlitt Totalverlust. Durch Wasser schwer geschädigt wurden außer den beiden Banken noch das bekannte Restaurant Fritz Bühnheim in der Rua Alfandega 25, und die Fabrica de Tecidos Santa Helena. Die Polizei konnte der Volksmenge so wenig Herr werden, daß sie nicht verhüten konnte, daß man die Türen des Geschäftslokales erbrach und alles, was nicht niet- und nagelfest war, auf die Straße schleifte. Dabei wurde vieles

zerstört und manches mag auch abhanden gekommen sein, denn nicht alle beteiligten sich an diesem „Rettungswerk“ in lauterer Absicht. Die Polizei ernannte zu Sachverständigen die Herren Portugal und Rocha Faria, die noch Nachmittags die Brandstätte untersuchten. Herr Schlobach und seine Angestellten wurden „zwecks Aufklärung“ auf der Polizei zurückbehalten. Das ist eine niederträchtige Gewohnheit unserer Muster-Polizei, die sich weder mit der Verfassung vereinigen noch durch Sondergesetze rechtfertigen läßt und die man den Herren durch Nachsuchen von Habeas Corpus endlich einmal austreiben sollte.

Handelsbericht. Es war keine geringe Ueberraschung, daß die Börse mit einer Notierung von 9978 für die Anleihe von 1912 schloß, während die Apolices Geraes nur 9808 notierten. Es liegt in der Tat nicht der geringste Grund vor, die Anleihe von 1912, die bekanntlich dazu verwendet wurde, die Titel den Unternehmern öffentlicher Bauten an Stelle von Barzahlung aufzuhängen, höher zu bewerten als die allgemeine Anleihe. Sie dürfte normaler Weise nicht höher notieren, und sie hat in der letzten Zeit sogar immer niedriger im Kurs gestanden. Ganz offenbar sind also die Interventionskäufe vorgenommen worden, die seit langem von den schwer geschädigten Unternehmern gefordert wurden. Von den übrigen Anleihen ist wenig zu sagen, da der Umsatz ganz unbedeutend war und die Sätze der Vorwoche bestehen blieben. Von den fremden Börsen gingen auch keine interessanten Nachrichten ein, wenn man nicht die Schwankungen der Preise für die São Paulo Railway-Aktien dazu rechnen will, die letzte Nachwirkung aus jener Zeit, als so hartnäckig von dem Ankauf dieser Bahn durch die Brasil Railway des Hrn. Farquhar geredet wurde. Lebhaft kritisiert wurde die Munizipalanleihe von Bahia, die nur ein Nettoresultat von 82 Prozent erbrachte. Da dasselbe Konsortium auch wegen der Anleihe von 3,5 Millionen Pfund Sterling zur Gründung einer Agrarbank in Bahia verhandelt, so erwartet man auch für diese neue Operation große Verluste und fragt sich: Wer sind die Politiker im Staate des Herrn J. J. Seabra, die bei diesen Geschäften verdienen?

In der Berichtswoche waren die Goldentnahmen bei der Konversionskasse größer als die Einnahmen, so daß das Depot von 400.803:740\$668 auf 399.899:961\$814 zurückging. Der Kurs befestigte sich neuerdings, indem er von 163/16 auf 161/4 stieg.

Die Lage auf dem Kaffeemarkte hat sich nicht gebessert. Die Baisse an den Auslandsbörsen verschärfte sich, so daß auch bei uns die Preise auf 10\$300 für 15 Kilo Typ 7 zurückgingen. Der Rückgang an den Konsummärkten ist geradezu beängstigend. Man vergleiche nur die nachstehenden Notierungen vom 1. und vom 24. Februar miteinander:

	1. 2.	24. 2.
New York	13.22	11.82
Havre	82.25	74.00
Hamburg	67.50	61.75
London	60/—	54/3

Die Differenz beträgt durchweg 10 Prozent, was einen ungeheuren Verlust für diejenigen darstellt, die verkaufen müssen. Es ist, wie wir schon am Dienstag in unserem Leitartikel ausführten, fraglos, daß der Hauptgrund in der Beunruhigung sämtlicher Börsen durch die unerquickliche und unsichere internationalen Lage zu suchen ist. Aber auch mit dem Hinweis auf den Konsumrückgang spekulieren die Baissiers mit Erfolg. Man sehe sich einmal die Ziffern des Versandes nach einem der Hauptkon-

sumländer, nach Deutschland, an: 1909 waren es 2.116.453 Sack, 1910 1.690.769 Sack, 1911 1.815.699 Sack und 1912 1.680.503 Sack. Wir haben seit Jahr und Tag darauf hingewiesen, und zwar auf Grund von Beobachtungen in anderer Richtung, daß der Kaffeekonsum in Deutschland nicht mehr steige. Die vorstehenden Versandziffern bringen die Bestätigung. Auch in Frankreich ist der Konsum im Rückgang begriffen. Die absoluten Zahlen sind allerdings kleiner, aber das ist ganz natürlich, denn Frankreich hat mehr als 25 Millionen Einwohner weniger als Deutschland. Zu dem Krieg, der Aenderung der Geschmacksrichtung und der Teuerung ist dann noch die Versteigerung des Valorisationskaffees als paralysierendes Moment hinzugetreten. Am 3. d. M. wurden in Europa 300.000 Sack auf der Basis von 90,25 Franken für Superior Santos und 83,25 Franken für Rio verkauft. Diese Preise waren geringer als die im Vormonate gültigen, allerdings wenigstens teilweise dadurch gerechtfertigt, daß der Kaffee in der Farbe gelitten hatte. Das Telegramm, das am gleichen Tage die Herren Alves Toledo & Co. in Santos nach drüben sandten und worin sie die São Paulo-Ernte auf 10,5 bis 11 Millionen schätzten (1 Million mehr als frühere Schätzungen), hat natürlich ebensowenig ermutigend gewirkt, wie die verschiedenen großen Zahlungseinstellungen in Santos. Die Hauptgefahr aber ist und bleibt die drohende Ueberproduktion, veranlaßt durch die günstigen Preise der letzten Jahre, die in besorgniserregender Weise mit dem Konsumrückgang zusammentrifft. Unbegreiflich ist das Versteckspielen, das man vor dieser Gefahr beliebt. Die Botschaften der Staatspräsidenten von Minas, Rio de Janeiro, Espirito Santo und Paraná beschäftigen sich eingehend mit dem Wiederaufleben oder dem Neuerstehen des Kaffeebaues, aber wenn dann einmal von einer Erhöhung der kommenden Ernten die Rede ist, dann will kein Mensch etwas davon wissen.

Ueber die übrigen Artikel ist wenig zu sagen, mit Ausnahme des Zuckers, mit dem wir uns, um den heutigen Bericht nicht zu umfangreich werden zu lassen, nächste Woche noch ausführlicher beschäftigen werden. Heute sei vermerkt, daß der Zuckerpreis festblieb und daß Kristall mit 430 bis 490 Reis pro Kilo gehandelt wurde. Der Artikel ist der Gegenstand lebhafter Spekulation, und die Notierungen der Produktenbörse sind nicht immer verständlich. Vor nicht allzu langer Zeit weigerte sich der Börsenvorstand, die Notierung von 410 Reis zu zulassen, da Geschäfte zu 450 Reis getätigt worden seien. Und jetzt, wo Abschlüsse zu 490 Reis erfolgten, prangte die Notiz von 410 Reis im Marktbericht! Die übrigen Artikel erlitten geringe Preisschwankungen. Hervorzuheben wäre höchstens die Steigerung der Preise für Zuckerschnaps, der zu 155\$ bis 160\$ für 480 Liter Maceio, Pernambuco, Bahia und Aracajú gehandelt wurde, während Campos 155\$ bis 200\$, Angra 165\$ bis 200\$ und Paraty 170\$ bis 200\$ kostete.

Von Ausschreibungen ist der Bau des Kais zwischen dem Marinearsenal und der Ponta do Calabouço zu erwähnen. Dieser Kaiabschnitt wird wesentlich zur Erleichterung des Hafenverkehrs beitragen.

Protestversammlung. Die zweite Protestversammlung gegen die Teuerung fand auf dem Largo São Francisco de Paula statt. Ein paar hundert Menschen, nicht nur Arbeiter, sondern auch Angehörige der Mittelklassen, hatten sich um das Standbild des alten Herrn José Bonifacio geschart und lauschten aufmerksam den Reden. Eröffnet wurde die Versammlung durch Herrn Cecilio Villar, der dagegen protestierte, daß das mit der Veran-

staltung der Versammlungen betraute Exekutivkomitee es im letzten Augenblicke für gut befunden habe, das Meeting zu verschieben. Aber die Protestbewegung dürfe auch nicht eine Stunde unterbrochen oder verzögert werden, und deshalb habe das Volk sich dennoch zahlreich zusammengefunden. Es sei nötig, sich gegen die großen Monopolhalter zu regen, die aus Gewinnsucht dem Volke den Lebensbedarf verkürzten und verteuerten. Man habe immer mit Stolz gesagt, daß in Brasilien niemand Hungers sterben könne. Das sei wohl so gewesen, wenn aber die jetzige Teuerung anhalte, so sei vielen der Hungertod sicher. Es sei unerhört, daß im 20. Jahrhundert das Volk sich noch auf den öffentlichen Plätzen scharen müsse, um Gerechtigkeit zu heischen. Er erteilte darauf das Wort Herrn Antonio Moreira, der mit Händeklatschen begrüßt wurde. Der Redner wehrte jedoch die Beifallsbezeugungen energisch ab und meinte, man solle lieber an Taten denken. 22 Jahre sei die republikanische Verfassung nummehr alt geworden, und noch immer schreie das Volk nach Brot, das ihm nicht fehlen könnte, wenn diese liberale Verfassung wirklich durchgeführt würde. So zahlreich seine Zuhörer auch seien, so könnten sie sich an Zahl doch nicht mit der Menge vergleichen, die sich am Karneval auf der Avenida drängte. Aber auch diese Zahl werde noch erreicht werden, wenn die Teuerung anhalte. Zum Schluß forderte der Redner die Anwesenden auf, sich an dem geplanten Demonstrationzug nach dem Cattete-Palast zu beteiligen. Es sprachen noch zwei Arbeiter, die natürlich auch nichts Neues zu der Frage vorbringen konnten. Soviel ist sicher, daß sich eine tiefgehende Erregung der Arbeiterschaft bemächtigt hat und daß die Regierung gut tut, alles anzuwenden, was in ihrer Macht steht, um die Teuerung zu vermindern, ehe diese Erregung gefährliche Dimensionen annimmt.

Schiffsunglück. In unserer Bucht hat sich wieder ein Schiffsunfall zugetragen, an dem eine Dampffähre der Cantareira beteiligt ist und der auf das rücksichtslose Fahren zurückzuführen ist, dem die Angestellten der Fährgesellschaft huldigen. Wir besitzen zwar Vorschriften über die Fahrgeschwindigkeit, das Ausweichen usw. und besitzen sogar ein Hafenskapitanat, das dazu da ist, über die Ausführung dieser Vorschriften zu wachen. Aber diese Behörde ist eine der schönsten Sinekuren, die in Rio existieren. Da sie nicht über die nötigen Fahrzeuge verfügt, so kann sie die Aufsicht auch nicht ausüben. Die Beamten begnügen sich, gegen Mittag im Bureau zu erscheinen, die neuesten Zeitungen zu lesen, Zigaretten zu rauchen, ein Täschchen Amtskaffee zu trinken, und wenn es drei Uhr schlägt, dann streben sie schleunigst wieder ihren Penaten zu. Auch bei dem Unfall, über den wir zu berichten haben, glänzte das Hafenskapitanat durch Abwesenheit. Um halb zehn Uhr früh verließ die Fähre „Setima“ der Companhia Cantareira Nictheroy und fuhr ziemlich vollbesetzt Rio zu. Sie schien sich ein wenig verspätet zu haben, denn sie fuhr schneller als gewöhnlich, offenbar, um den Zeitverlust einzubringen. Als sie sich etwa in der Mitte der Bucht befand, kreuzte ihren Kurs das Baggerfahrzeug „Guanabara“, das der Barre zustrebte und ebenfalls schnell fuhr. Auf der „Guanabara“ ertönte ein Pfiff, das Signal, daß das Fahrzeug vor der „Setima“ vorbeipassieren wollte. Die „Setima“ erwiderte mit demselben Signal, zum Zeichen, daß sie zuerst vorüber wollte. Weder der Führer des einen noch der des anderen Fahrzeuges mäßigte die Fahrtgeschwindigkeit. Als sie noch 100 Meter voneinander entfernt waren, wiederholte die „Guanabara“ das Signal, ohne daß jedoch die „Setima“

es berücksichtigte, obwohl die auf dem Oberdeck befindlichen Passagiere den Steuermann bedrohten. Was kommen mußte, kam: die beiden Schiffe stießen so heftig aneinander, daß der „Guanabara“ der Bug weggerissen und der „Setima“ ein Teil des Steuerbords eingedrückt wurde, und zwar unter der Wasserlinie. Der Passagiere bemächtigte sich begreiflicherweise eine große Panik. Viele sprangen sofort ins Wasser, andere versuchten die Rettungsringe abzunehmen, um mit ihnen versehen den Sprung zu wagen. Der Versuch war aber vergeblich, da die Ringe so fest angemacht waren, daß man sie nicht abnehmen konnte. Die Besatzung teilte die Panik und sprang ebenfalls ins Wasser, so daß auch an ein Klarmachen der Rettungsboote nicht zu denken war. Glücklicherweise trug sich das Ereignis in unmittelbarer Nähe des Ankerplatzes der Kriegsschiffe zu. Verschiedene Fahrzeuge unserer Kriegsmarine und das kubanische Kanonenboot „Patria“ machten sofort Boote flott und fischten die Schwimmenden auf. Auch Motorboote kamen herbei, sowohl private als solche der Hafenpolizei, und beteiligten sich an der Rettung. Sie nahmen auch die Passagiere auf, die auf der „Setima“ geblieben waren, da die Fähre erheblich Wasser machte. Der Schnelligkeit, mit der die Hilfe zur Stelle war, ist es zu danken, daß niemand ertrunken ist, sondern sämtliche Passagiere mit dem Schreck oder mit dem Schreck und einem Bade davorkamen. Der Subinspektor der Hafenpolizei, Herr Miranda, der ebenfalls sofort zur Stelle war — diese Behörde zeichnet sich bekanntlich im Gegensatz zum Hafenskapitanat durch große Rührigkeit aus —, forderte die Führer der beiden Fahrzeuge auf, im Bureau der Hafenpolizei zu erscheinen und Erklärungen abzugeben. Da sie bis 1 Uhr nicht erschienen waren, ließ er sie verhaften. Die „Setima“ wurde nach Nietheroy zurückgeschleppt. Auf der Hafenpolizei erschien eine Anzahl von Passagieren der Fähre, die dort zu Protokoll gaben, daß sie den Zusammenstoß dem Führer der „Setima“ zuschreiben müßten, der in der Lage war, durch rechtzeitige Mäßigung der Fahrgeschwindigkeit oder Rückdampf das Unglück zu verhüten.

Ein Musterbähnle. Von der Zentralbahustation Suruby im Staate Rio de Janeiro nach São José do Barreiro im Staate São Paulo geht eine Kleinbahn, die den stolzen Namen Estrada de Ferro Rezende e Bocaina führt. Die Züge verkehren nur dreimal in der Woche: Montags, Mittwochs und Sonnabends von Suruby nach Barreiro und Dientags, Donnerstags und Sonntags von Barreiro nach Suruby. Außerdem sind noch „fakultative“ Züge vorgesehen, die Donnerstags von Suruby abfahren und Freitags dorthin zurückkehren sollen, aber natürlich meistens ausfallen. Das Kleinbahnidyll geht jedoch noch weiter. Die drei Züge von Suruby sollen Anschluß an den Personenzug der Zentralbahn gewähren. Sowie dieser aber mehr als 20 Minuten Verspätung hat (und wann wäre das nicht der Fall?), wartet das Musterbähnle nicht länger, sondern dampft stolz davon, obwohl die Fahrzeit bis Barreiro nur drei Stunden beträgt und obwohl es nichts zu versäumen hat. Die Passagiere, die mit dem verspäteten Personenzug ankommen, mögen zusehen, wie sie nach Hause gelangen. (Unter diesen Passagieren befinden sich auch die Ansiedler von der Bundeskolonie Bandeirantes, die von dem Bähnle bedient wird.) Da die Post ebenfalls mit der Rezende e Bocaina-Bahn befördert wird, so ist die natürliche Folge, daß an solchen Tagen die Bewohner jener Gegend ohne Post bleiben und weitere zwei Tage warten müssen, bis die Kleinbahn wieder fährt. Früher gab es eine Fahrpost von der Zentralbahn-

station Itatiaya nach Barreiros, die täglich ging. Dann entschloß die Post sich, der Sparsamkeit halber die Kleinbahn zu benutzen, offenbar ohne zu wissen, was es mit dieser Bahn für eine Bewandnis hat. So hat sie den Bewohnern jenes Winkels des Staates São Paulo wider Willen einen Rückschritt beschert, statt eines Fortschrittes.

Verbrannt. Vorgestern abend gegen 7 Uhr vernahmen die Bewohner des Hauses Rua Visconde do Rio Branco 28 einen heftigen Knall, und kurz darauf bemerkten sie, daß aus einem Zimmer des Erdgeschosses dichter Rauch hervorquoll. Sie erbrachen die Tür des Zimmers, das von dem Ehepaar Henrique und Noemi Guimarães bewohnt wird, und fanden die beiden schwer verbrannt auf dem Bette liegen, dessen Matratze bereits zum großen Teil von dem Feuer verzehrt war. Es gelang den Nachbarn, den Brand zu ersticken, ohne daß die Feuerwehr herbeigerufen werden mußte. Das Ambulanzauto brachte das Ehepaar nach der ersten ärztlichen Hilfeleistung nach der Santa Casa. Beide sind schwer verbrannt, besonders die junge Frau, die sich in hochschwangerem Zustande befindet. Nach der Aussage von Guimarães explodierte eine Spirituslampe, und die brennende Flüssigkeit setzte so schnell alles in Brand, daß es den Verunglückten nicht möglich wurde, sich in Sicherheit zu bringen. Das Unglück erforderte noch ein weiteres Opfer. Im ersten Stockwerk des betreffenden Hauses wohnt der Dr. Francisco Marcondes mit seiner Familie, unter der begreiflicherweise eine Panik entstand. Die 12jährige Diva wollte schnell die Treppe hinuntereilen, um sich zu retten, stürzte dabei und brach ein Bein.

Die Moskitos in Copacabana. Die Klagen, die von den Bewohnern des Stadtteils am Ozean über das Ueberhandnehmen der Moskitoplage erhoben wurden, haben zur Folge gehabt, daß der zuständige Sanitätsposten sich zu einer Tat aufraffte. Vorgestern erschienen drei „Moskitotöter“ und trüffelten etwas Kreolin in alle Rillen der Regenwasserkanalisation. Das hat natürlich nicht den geringsten Zweck und soll nur so aussehen, als ob etwas geschehen wäre. Erforderlich ist eine gründliche Desinfizierung der ganzen Kanalisation, die Ableitung des stehenden Wassers von den verschiedenen Wiesen und die Beseitigung der alten Blechbüchsen, die in großen Mengen auf den unbebauten Grundstücken abgelagert werden, sich mit Regenwasser füllen und den Moskitos als Brutstätten dienen. Die Bewohner des eleganten Stadtteils erwarten mit Recht, daß der rührige Generaldirektor des Sanitätswesens sich nicht mit den Scheinmaßnahmen seiner Untergebenen zufrieden gibt, sondern wirklich Abhilfe schafft. Es würde zwar den Gepflogenheiten unserer Behörden entsprechen, wäre aber der Gipfel des Unsinn, wenn man Unsummen für den Bau der Avenida Atlantica opferte und gleichzeitig diese Luxusstraße unbewohnbar machte, indem man der Moskitoplage nicht stenerete.

In Nietheroy wird nun wohl endlich das öffentliche Seebad errichtet werden, nach dem die Bevölkerung schon längst Verlangen trug. Die Muni- zipalkammer hat in ihrer letzten Sitzung die erbetene Konzession erteilt. Es bleibt nun nur noch zu wünschen, daß die Badeanstalt auch wirklich allen Anforderungen genügt und nicht so primitiv wird, wie das sogenannte Seebad in Copacabana, das aus weiter nichts besteht als aus einigen Bretterbuden zum Ankleiden und der Erlaubnis, nach Belieben bei starkem Seegang ins Meer zu waten und zu ertrinken.

Ich werde 500 Dollar an die Leser

der „Deutschen Zeitung“, welche krank und leidend sind, verschenken.

Ein Spezialist, aus Amerika, welcher die jetzt berühmte „Behandlung zu Hause“ erfunden hat, offeriert allen Kranken und Leidenden eine grosse Beweis-Behandlung frei.

Damit jedem Leser der «Deutschen Zeitung», welcher ärztlicher Behandlung bedarf, die Gelegenheit geboten ist, diese berühmte Medizin zu prüfen, ist der jetzt bekannte Spezialist in den Vordergrund getreten, indem er absolut frei und franko eine grosse Beweis-Behandlung an fünfhundert Personen verschenkt, um die wunderbaren Behauptungen zu beweisen, welche berichtet wurden. Indem der Spezialist diese Offerte machte, sagte er: Ich weiss, dass es viele Leute gibt, welche schon jahrelang an chronischen Krankheiten litten und schon grosse Summen Geldes verausgabten, um eine Heilung zu erzielen. Ferner weiss ich aus Erfahrung, dass diese Leute sehr vorsichtig sind, welchem Arzt sie sich anvertrauen, denn dieselben haben bereits alle Hoffnung, jemals wieder geheilt zu werden, verloren. Tausende haben mir dies berichtet u. Aber-tausende derselben sagten mir später, dass meine Behandlung sie heilte, nachdem Doktoren und alles andere fehlgeschlagen hatten. Ich wünsche diesen Hoffnungslosen zu zeigen, dass alles, was die Zeitungen über meine Heilmethode und Arzneien sagen, absolut wahr ist. Ich wünsche einer beschränkten Anzahl zu beweisen, ohne Unterschied, an welcher Krankheit sie leiden, wie lange sie schon damit behaftet sind, oder wie entmutigt und niedergeschlagen sie sind, dass meine Behandlung wirklich die wunderbaren Resultate hervorbringt, welche berichtet wurden.»

Leute, welche an Rheumatismus, Nieren, Magen, Leber oder Eingeweidebeschwerden, Katarrh, Bronchitis, Asthma, chronischem Husten, Lungenschwäche, Lendenweh, Hämorrhoiden, Urimbeschwerden, Frauenschwäche irgendwelcher Art leiden, oder schwach, entmutigt, entkräftet oder verzagt sind, werden entzückt sein von der Wirkung einiger Dosen. Diese wundervolle Behandlung wird den Appetit anregen, die Verdauungsorgane anspornen, ihre Tätigkeit so zu verrichten, als sie es sollten. Dieselbe stärkt auch die Nieren und treibt die Rheumatismus-Bazillen wie durch Zauber aus dem Blute. Dies ist der Grund, warum die Leute so begeistert sind, nachdem sie den Versuch gemacht haben.

Irgend ein Leser der «Deutschen Zeitung», der diese ausgezeichnete Medizin versuchen will, welche so viele Aufregungen durch ihre wundervolle Heilungen verursachte, kann absolut frei, eine grosse Beweis-Behandlung bekommen, indem er einfach untenstehenden Kupon ausfüllt, oder sein n Fall, wenn vorgezogen, in eigenen Worten beschreibt und heute noch an Dr. James W. Kidd, Fort Wayne, Ind. U.S.A. sendet. Geld wird nicht angenommen, noch werden Kosten irgend einer Art für die entstehen.

Da diese Offerte beschränkt ist, sollten Sie sofort schreiben, damit Sie auch eine freie Behandlung erhalten.

Kupon SP 16 — Für die Freie Beweis-Behandlung

Dr. James W. Kidd, Fort Wayne, Indiana, U.S.A.

Bitte senden Sie mir genau wie versprochen die Behandlung nebst Ihrem Hausarztbuch, absolut frei und franko

Name

Postanstalt Staat

Strasse

Alter Wie lange krank?

Wünschen Sie mein spezielles Buch für Männer?

Bezeichnen Sie die Krankheiten, an welchen Sie leiden, mit einem (x) und diejenigen, an welcher Sie am meisten leiden mit (xx).

- | | | | |
|---------------------|-------------------------------------|-----------------------|-----------------------------|
| .. Rheumatismus | .. Diarrhoe | .. Herzleiden | .. Unregelm. Perioden |
| .. Lendenweh | .. Träge Leber | .. Unreines Blut | .. Schmerz. Perioden |
| .. Katarrh | .. Malaria | .. Blintarmut | .. Weissfluss |
| .. Kopfweh | .. Nierenleiden | .. Pickeln | .. Gebärmutt. Verfall |
| .. Neuralgie | .. Blasenleiden | .. Eczema | .. Heisse Wallungen |
| .. Schwindel | .. Chron. Husten | .. Nervenschwäche | .. Herunterziehendes Gefühl |
| .. Magenbeschwerden | .. Asthma | .. Frauenschwäche | .. Fettsucht |
| .. Unverdaulichkeit | .. Heufieber | .. Mitterleiden | |
| .. Verstopfung | .. Schlechte Zirkulation des Blutes | .. Eierstockschmerzen | |
| .. Hämorrhoiden | | | |

Andere Symptome wollen Sie bitte auf separaten Bogen schreiben.



Ereignisreiche Tage.

(Von unserem Spezial-Berichterstatter.)

Berlin, den 6. Februar 1913.

Der Balkanrummel hat also glücklich wieder begonnen! — Ein neues Armutszeugnis für unsere vielgerühmte Kultur und eine neue Blamage für die Großmächte, die bekanntlich mit demselben anmaßenden Nachdruck, mit dem sie seinerzeit die Unersehütterlichkeit des status quo gegen die Balkanverbündeten ausspielten, noch letzthin erklärten hatten, daß sie eine Wiederaufnahme der Feindseligkeiten in keinem Falle dulden würden. Beide Male hat das gewaltige Europa kuschen und sich dem Willen der balkanischen Duodez-Allianz fügen müssen, weil — nun weil die so oft und laut betonte Harmonie des europäischen Konzerts ein frommer Schwindel ist, und weil Europas Staatenleiter lieber den Zusammenbruch ihres Großmacht-Prestiges, als eine Probe auf ihre Einigkeit verantworten wollen. Tatsächlich hält man es denn auch nicht einmal mehr für nötig, den bisher gewährten Schein des Einverständnisses aufrecht zu erhalten. Beweis ist die Tatsache, daß aus der glorreichen Kollektiv-Aktion in Konstantinopel, die so kläglich Schiffbruch leiden mußte, jetzt eine Eigenbrödelei geworden ist, die zwar kein vernünftiger Mensch verstehen wird, die man aber nichtsdestoweniger mißbilligen muß, weil sie uns auch noch den schätzbaren Rest von Ansehen kosten könnte, den harmlose Gemüter eventuell aus alter Gewohnheit mit dem Begriffe „Weltmacht“ verbinden mögen.

Der Himmel mag wissen, zu welchem Zwecke Oesterreichs greiser Kaiser seine müden Finger mit einem Handschreiben an den Zaren aller Reußen abquälen mußte; fest steht aber, daß man sich getäuscht haben würde, wenn man der Welt einreden wollte, daß dieser Brief als Beglaubigung einer wie immer gearteten Harmonie der Gesichtspunkte zu betrachten sei. Es kann nicht dem mindesten Zweifel unterliegen, daß die täglich brutaler hervortretende Intransigenz der Balkanverbündeten bei Rußland und Frankreich kräftigsten Rückhalt findet. Wenn der geschwätzige Herr Danew jetzt nur in Konstantinopel Frieden schließen will, wenn Sawow, der Oberstkommandierende der Bulgaren, in einem Tagesbefehl erklärte, daß jetzt die Türken übers Meer gejagt werden müßten, wenn die Diplomaten des Balkans von erschwerten Bedingungen sprechen und erklären, daß man nicht nur Kriegsschädigung fordern, sondern sogar bis zu deren Zahlung Konstantinopel als Pfand behalten werde, so zeugt das besser, als alles sonst für den Geist, in dem die Gesandten Rußlands und Frankreichs in Belgrad und Sofia dem Frieden und der Kultur dienen. Bei dieser Sachlage aber muß man es fast bedauern, daß die Vertreter des Dreibundes gleichzeitig bemüht sind, die Verbündeten zu milderem Vorgehen zu veranlassen. Sie werden, wie die Dinge nun einmal liegen, nichts damit erreichen und höchstens die partikularen Interessen ihrer Länder schädigen. Eine solche Intervention hätte, zur rechten Zeit unternommen, hohen Wert gehabt, jetzt aber scheint der Zeitpunkt verpaßt.

Ueber den Verlauf der kriegerischen Ereignisse wird man diesmal wahrscheinlich noch schlechter orientiert sein, als während der ersten Kriegsepoche, denn weder Türken, noch Verbündete lassen Berichterstatter zu. Man ist also einzig auf die amtlich fabrizierten Depeschen der Kriegführenden angewiesen. Zur Stunde wissen wir hier nur, daß bei Cataldscha noch nicht gekämpft wird, daß aber das Bombardement von Adrianopel in vollem Gange ist und daß die heldenmütigen Verteidiger anscheinend

nicht mehr lange standhalten werden. Der türkische Kommandant der Festung, Schükri Pascha, hat gestern selbst drahtlos nach Konstantinopel gemeldet, daß ein Teil der Stadt in Brand geschossen sei.

Auch in Asien erwartet man übrigens im laufenden Jahre noch allerlei blutige Ereignisse. Man hält u. a. selbst in Petersburg einen russisch-chinesischen Zusammenstoß für unvermeidlich und rechnet auch — um einem tiefgefühlten Bedürfnis abzuhelfen — mit einer neuen Revolution in Persien.

Aber als wenn es mit den wirklichen politischen Aufregungen, die einander förmlich jagen, noch nicht genug wäre, hat gestern ein geisteskranker Zahlmeister namens Wolter noch auf eigene Hand ein Sensationchen provoziert, indem er mittels gefälschten Telegrammes den Behörden in Straßburg den Besuch des Kaisers anzeigte und gleichzeitig die Mobilisierung der ganzen Garnison verfügte. Die Mystifikation gelang so glänzend, daß Behörden und Truppen erst nach stundenlangem Warten auf dem Exerzierfeld und nach telephonischer Anfrage in Berlin erlöst wurden. Besonders unter dem Publikum, das an eine ernste Mobilisierung glaubte, herrschte enorme Erregung.

Der Urheber dieses ganzen Spuks, der dem Aufmarsch der Truppen und der Anfahrt der Behörden vergnügt zugesehen hatte, wurde ermittelt und verhaftet. Es stellte sich heraus, daß er, um zu beweisen, daß er nicht, wie die Aerzte behaupteten, geisteskrank wäre, Bekannten schon lange vorher mitgeteilt hatte, er werde einen Streich begehen, von dem die Welt sprechen soll. Das ist ihm denn auch tatsächlich gelungen, denn beispielsweise die Berichterstatter der französischen Zeitungen in Straßburg kabletten ihren Blättern wahrer Mordgeschichten über den bevorstehenden Ueberfall Deutschlands.

Während des geschilderten Vorganges befand sich der Kaiser, begleitet vom Kronprinzenpaare, übrigens gerade auf der Reise nach der entgegengesetzten Seite seines Reiches, nach Königsberg nämlich, wo er den Erinnerungsfeierlichkeiten zu Ehren des Tages beiwohnte, an dem vor hundert Jahren General Yorck die preußischen Stände zum Kampfe gegen die Fremdherrschaft aufrief.

Die Festlichkeiten wurden durch die feierliche Enthüllung eines von der Stadt gewidmeten Yorck-Denkmales eingeleitet. Es folgte ein Festgottesdienst im Dom und die Eröffnung des Provinzial-Landtages, bei welcher der Kaiser eine Ansprache hielt, in der er die Vorgänge behandelte, welche die Befreiung Preußens vom Joch des korsischen Eroberers einleiteten. Bemerkenswert war in dieser Rede besonders die Unterstreichung der Tatsache, daß nicht kriegerische Lorbeeren, sondern sittliche Kräfte und Werte das Schicksal und die Zukunft eines Volkes sicherstellen. Allerdings kam das dicke Ende nach. Bei dem Festessen nämlich, das anschließend in der Stadthalle stattfand, wies der Kaiser auf „weitere persönliche Opfer im Rahmen der allgemeinen Wehrpflicht“ hin, die „als Verstärkung des Friedensfundaments“ gefordert werden müssen. Gemeint ist hiermit die neue Militärvorlage, die uns bevorsteht und die nach den allerdings ziemlich rätselhaften Andeutungen der amtlichen Presse wahrscheinlich von ungewöhnlichem Umfange sein wird. Alles, was wir bis heute wissen, ist allerdings nur die negative Tatsache, daß die Deckungsfrage noch ungelöst ist. Wenn die Regierung, wie es den Anschein hat, ihre konservativen Schoßkinder vor dem Schmerz der Reichserbschaftssteuer auch fernerhin bewahren will, ist auch schwer zu erkennen, wie dieses Problem gelöst werden soll und kann. Nach der ganzen Stimmung des Reichstages und besonders nach der Stellung, welche das Zentrum gegen-

wärtig der Regierung gegenüber einnimmt, kann man nicht annehmen, daß der Grundsatz des Reichsfinanzministers: keine Ausgaben ohne Deckung, in diesem Falle durchbrochen werden wird. Vielleicht sind wir also schon jetzt an dem Zeitpunkte angelangt, den alle Realpolitiker seit Jahren als unausbleiblich erkannten, vielleicht muß die Regierung nunmehr erzwungen tun, was sie freiwillig nicht getan hätte, nämlich dem Reichstage eine neue Erbschaftsvorlage unterbreiten, deren Schicksal dann nicht mehr fraglich sein könnte.

Vorläufig ist allerdings nach wie vor preußisch-konservativ Trumpf in den deutschen Landen. Nach dem altbewährten Grundsatz „Wurst wieder Wurst“ haben sich unsere preußischen Junker zunächst einmal für das Tadelsvotum revanchiert, welches ihr Sündenbock im Reichstage, der Kanzler Bethmann, an ihrer und ihres Leibministers Dallwitz Stelle für die Polenpolitik einstecken mußte. Der von ihnen vorgeschickte Redner, der Freikonservative von Kardorff, leistete sich einen Scharfmacherspeech, wie er selbst im Hause der Köckeritz und Itzenblitz noch nicht allzu oft vernommen wurde. Er protestierte zunächst entrüstet gegen die Einmischung des Reichstages in die rein preußische Angelegenheit der Polenpolitik, ließ sich aber durch den so bewiesenen Partikularismus nicht abhalten, dann sofort den Spieß umzudrehen und den Reichstag maßlos heftig dafür anzugreifen, daß er für den Herzenswunsch der preußischen Junker, das Gesetz gegen das Streikpostenstehen, nicht zu haben gewesen ist. Es war possierlich anzuhören, mit welchen logischen Bocksprüngen dieser Redner glaubhaft zu machen suchte, daß sich zwar der Reichstag nicht in Fragen der preußischen inneren Politik einzumischen habe, daß aber umgekehrt jede Reichsangelegenheit in den Kritikbereich des preussischen Junkerparlaments gehöre; noch netter aber war es, zu beobachten, wie dieser Edle zwar den Zorn der Götter gegen den Reichstag wachzurufen, dabei aber das Zentrum, also diejenige Partei, welche die Niederlage des Kanzlers ermöglicht hatte, ängstlich zu schonen suchte. Hätte man es nicht schon gewußt, so wäre bei dieser Gelegenheit zu erkennen gewesen, wie sehr den Konservativen an der Wiederaussöhnung mit den Ultramontanen liegt. Herr von Kardorff benutzte übrigens die Gelegenheit, um (haust du meinen Juden, hau ich deinen Juden) das durch Vermittlung des Kanzlers an den geliebten Preußenminister Dallwitz gerichtete Tadelsvotum an die Adresse des Reichsministers Dellbrück weiterzugeben, der letzthin Herrn Dallwitz auf die Leichdörne trat, indem er im Reichstage versprach, daß, wenn die seit langem geforderte preußische Wohnungsgesetzgebung nicht bald Ereignis werde, die Sache auf reichsgesetzlichem Wege geregelt werden solle.

Die Krönung der konservativen Philippika aber bildete ein gellender Notschrei nach einem neuen Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokraten, und dieses Faktum verrät die geheime Tendenz des ganzen Vorstoßes. Herr v. Kardorff weiß, und jedes Kind konnte es ihm auch vor den Absagen verraten, die ihm sofort von seiten der Redner anderer Parteien zuteil wurden, daß mit Ausnahme der Konservativen keine einzige Partei des Reichstages für ein derartiges Gesetz zu haben sein würde, und daß im Falle der Einbringung mit einer Ablehnung im Verhältnis von etwa 350 gegen 40 Stimmen bestimmt zu rechnen ist. Wenn er und seine Auftraggeber daher den Kanzler in ein solches Abenteuer hineinspringen, dem höchsten Beamten des Reiches zu den vorhandenen noch weitere Schwierigkeiten zu bereiten und damit neuerdings die altbewährte Tak-

tik der konservativen Ministerstürzer einzuleiten, die, da Parteimotive fehlen, nur dem Zwecke dienen könnte, ein dem Zentrum genehmes Opfer auf dem Altar der Blockpolitik niederzulegen. Man halte das nicht für haltlose Hypothese! Schon einmal, es war im Jahre 1894 und der damalige Ministerpräsident hieß Caprivi, haben die Herren Junker den leitenden Staatsmann genau nach dem gleichen Rezept zu Fall gebracht! —

Hindi-Baumwolle.

Von Julius Roll.

In den letzten Jahren taucht überall die Klage auf, daß die aus Aegypten stammende Saat stark verunreinigt ist, es kommt vor, daß z. B. als Abassy deklarierte Saat ägyptischer Provenienz zu 50 Prozent mit Mitafifi und anderen Varietäten vermischt ist, außerdem bemerkt man auf der ganzen Welt in den mit ägyptischen Varietäten, sei es Abassy, Mitafifi, Nubarry, Sakalaritis oder Ivanovic, bebauten Feldern eine Pflanze, welche nicht die mindeste Aehnlichkeit mit den vorerwähnten Sorten hat und sich als Upland anspricht. In Aegypten nennt man diese Pflanze „Hindi-Weed“ (Hindi-Unkraut) und existieren dort strenge gesetzliche Bestimmungen, diese Sorte von Wolle, bevor sie zur Blüte kommt, auszurotten.

Ueber den Ursprung dieser Pflanze und ihre Stellung im Pflanzensystem sind die Ansichten sehr verschieden, wie überhaupt die Frage nach den Ursprungspflanzen der heute angebauten oder wild wachsenden oder verwildert vorkommenden Baumwollsorten zu den verworrensten der Botanik gehört.

Diese Frage ist für Baumwollpflanzungen auch weniger wichtig, mehr die Frage, welchen Wert repräsentiert Hindi. Aus dem Wort „Weed“ ergibt sich, daß diese Wolle wertlos sein muß, vielmehr ist diese Pflanze eine große Gefahr für den Anbau von Kulturformen. Die Nachteile, die dieses vernichtende Urteil rechtfertigen, sind folgende.

Der Stoppel dieser Wolle ist vollkommen minderwertig, glanzlos weiß; starkes Festhalten am Samen, wodurch das Gießen sehr erschwert wird.

Die Kapseln sind meist vierteilig und öffnen sich nicht ganz so weit, wie die dreiteiligen der Kulturformen. Die Folge ist, daß dadurch das Pflücken langsamer vor sich geht.

Das Wachstum ist ein überaus üppiges, sie nimmt anderen Pflanzen Licht und Luft. Hindi wird bis zu einem Meter hoch und in ihren Bastardierungen zwei bis drei Meter. Dieses starke Wachstum, welches sich gleich nach dem Keimen geltend macht, wirkt verhängnisvoll, da es beim Verziehen verleitet, die schwächeren Kulturformen von Abassy und Mitafifi etc. auszureißen und die wertlose Form der Hindi stehen zu lassen. Auf diese Weise ist es möglich, daß die Hindi besorgniserregende Verbreitung findet und die Gefahr einer vollständigen Bastardierung für die anderen Kulturformen besteht.

Eine weitere Erklärung für die schnelle Verbreitung wäre vielleicht die Annahme, daß die jetzt gebauten Arten Bastarde sind, zu deren Stammeltern die Hindi gehört. Unter dieser Annahme wäre eine Spaltung der Bastardform nach dem Mendelschen Gesetz in die alte Urform sehr leicht möglich. Genaueres über diese Verhältnisse ist nicht bekannt.

Wenn vorher gesagt wurde, daß die Hindistauden am Felde schwer zu erkennen seien, so bezog sich diese Bemerkung nur auf die Periode, in welcher die Baumwollstaude verzogen wird, also die

Pflanzen außer den Calyledonen nur 2 bis 3 Blätter haben. In diesem Stadium haben die Blätter der Kulturformen auch noch nicht ihr typisches Aussehen und die Unterscheidung der brauchbaren und unbrauchbaren Pflanze ist da nicht ganz leicht. Läßt man es aber darauf ankommen, das Verziehen erst vorzunehmen, wenn die Stauden 6 bis 8 Blätter haben, dann ist der Unterschied so markant, daß jeder Laie beide Formen unterscheiden kann.

Die Blätter der Hindi sind am Grunde ganz deutlich herzförmig, die Spreize ist weniger tief gelappt, mehr zusammengehalten und rundlich und ihre Lappen breiter und kürzer als die der Kulturformen.

Der Blattstiel ist im Gegensatz zu anderen Sorten an der Stelle, wo er an das Blatt ansetzt und in die Hauptrippe übergeht, dunkelrot gefärbt, die rote Färbung erstreckt sich eineinhalb bis zwei Zentimeter innerhalb und außerhalb der Blatt-Spreize. Dieses Merkmal ist stets deutlich ausgeprägt, selbst Bastarde mit Hindi sind sehr leicht daran zu erkennen.

Die Blüten echt ägyptischer Varietäten sind dunkel zitronengelb, während die Blüten der Hindi durchsichtig weiß sind resp. eine blaßlich weiße Färbung zeigen. Während die Kronenblätter der Kulturformen am Grunde tief dunkelrote Flecke haben, fehlen diese bei Hindi vollständig. An der mehr oder minder intensiven Färbung der Kronenblätter und den 4 Flecken im Grunde derselben läßt sich während der Blüte mit unbedingter Sicherheit der Grad der Bastardierung zwischen Kulturform und Hindi feststellen. Beim Welken nehmen die Blüten der Hindi ebenfalls eine rötliche Verfärbung an, die aber infolge des Fehlens des gelblichen Untertones einen Stich ins Blaue erhält.

Die Kapseln der Hindi sind, wie schon angegeben, meist drei-, selten viertheilig. Die Wolle und ihre Eigenschaften sind schon vorher besprochen.

Es ist bei rationeller Baumwollkultur mit aller Sorgfalt darauf zu achten, daß schon vor Beginn der Blütezeit alle Hindistauden von den Feldern entfernt werden. Die Geschlechtsreife einer Baumwollblüte dauert nur einen Tag, währenddessen die Blüte normalerweise selbst befruchtet ist und ihrerseits mehrere andere befruchtet hat. Wenn aber schon die Sorte, wie sie aus Aegypten kommt, verändert ist, so ist nur durch rationell betriebene Saatzucht und große Vorsicht gegenüber solchen Blendern wie Hindi möglich, die Baumwollkultur vor Mißerfolgen und Rückschlägen zu schützen.

Die Nichtachtung der verderblichen Wirkung der Hindi kann die Baumwollkultur, mag sie sonst noch so aussichtsreich und verheißungsvoll sein, auf viele Jahre hinaus zugrunde richten. In Aegypten ist die Gefahr erkannt worden und sämtliche maßgebenden Faktoren staatlicher und privater Initiative haben den Kampf gegen die Hindi-Weed aufgenommen.

Die Revolution in Mexiko

und ihr trauriger Ausgang haben den ernstesten Organen unserer landessprachlichen Presse viel zu denken gegeben und es werden Stimmen laut, daß es doch besser wäre, wenn die Vereinigten Staaten durch eine bewaffnete Intervention dem die Menschheit herabwürdigenden gegenseitigem Abschlichten ein Ende machen würde. Der Zusammenbruch Mexikos ist das beste Beispiel, wohin der Caudilismus, der, mehr oder minder stark, sich in allen hispano-amerikanischen Ländern bemerkbar macht, eine Republik führt und führen muß. Kein einziger der Revolutionäre, die in der letzten Zeit über Mexiko Unglück gebracht, hat für ein Ideal gekämpft. Fran-

cisco Madero, der der langen Diktatur Porfirio Diaz' ein Ende machte, war es nur um die Macht zu tun. Er wollte den alten Gewalthaber verdrängen, um selbst seine Stelle einnehmen zu können. Er blieb Sieger und sofort etablierte er eine Oligarchie. Seine Brüder Ernesto und Gustavo sogen das Land aus und die Clique, die sich um sie gebildet, tat dasselbe. Der „Befreier“ Francisco Madero sagte aber zu diesem strafbaren Treiben nichts, er unterstützte es vielmehr sogar. Da brach die erste Revolution aus. Die „Generäle“ Orozko und Zapata, die vorher mit Madero gegangen waren, erklärten ihm den Krieg. Der erstere der zwei Genannten war zu Diaz' Zeiten ein Viehtreiber gewesen, der andere hatte sich als verfolgter Bandit in den Bergen versteckt gehalten. Während der Revolution Maderos waren sie zu Generälen avanciert und als solche glaubten sie berufen zu sein, an seiner Stelle zu regieren. Madero setzte ihnen einen hartnäckigen Widerstand entgegen und der Kampf hätte mit dem Siege des Präsidenten geendet, wenn der durch Verrat aus dem Gefängnis befreite Neffe des vertriebenen Diktators, Felix Diaz, nicht in der Landeshauptstadt selbst die Brandfackel geschleudert hätte. Diese plötzliche Erhebung in der Stadt verwirrte die Lage total, die Sache Maderos verschlammte sich und sofort dauchten seine nächsten Berater daran, aus dieser schwierigen Situation Kapital zu schlagen. Zuerst riß La Barra die Regierung an sich und kaum hatte Madero sich dieses neuen Feindes erwehrt, als der Kommandant seiner eigenen Truppen, General Huerta, zu seinen Feinden überging und ihn gefangennehmen ließ. Man wollte den verratenen und gestürzten Präsidenten ebenso ausweisen wie er vor zwei Jahren Porfirio Diaz ausgewiesen hatte, aber Huerta dachte, sicher ist sicher, und ließ Madero durch seine Capangas erschießen.

Das ist kein Kampf mehr, das ist eine Schlächtereie und eine bodenlose Gemeinheit. Mexiko hat sich selbst aus der Liste der zivilisierten Völker gestrichen, und da man einem Lande nicht zumuten kann, daß es einen so tiefstehenden Nachbar neben sich dulde, so kann man den Vereinigten Staaten es nicht verübeln, daß ihnen der Geduldfaden reißt und sie Mexiko samt seinem Caudilismus ein Ende machen. Eine solche Intervention muß nicht von dem Imperialismus, von der Ländergier diktiert sein, denn hier handelt es sich in allererster Reihe darum, der beleidigten Menschheit Genugtuung zu verschaffen und Verbrechen zu sühnen, die nicht an Madero und Suarez, sondern an der Humanität verübt worden sind.

Es ist verkehrt und zeugt von einer unheilvollen Gedankenverwirrung, wenn man diese von Caudillos angezettelte Revolution in Mexiko mit den großen Umwälzungen vergleicht, die in der Geschichte der Menschheit eine Phase bezeichnen. Die französische Revolution war schrecklich, wir denken nicht gern an sie zurück, aber wir sind doch froh, daß sie dagewesen ist, daß sie das Alte gestürzt hat, um Neues zu errichten, Neues und Besseres. Die andere große Revolution, die am 20. Januar 1905 in Petersburg ausbrechend, sich über fast das ganze riesengroße Zarenreich erstreckte und zehntausende von Menschen unter dem brennenden Schutt begrub, war gräßlich von Anfang bis zu Ende, aber doch war sie segensreich und die Führer waren Helden, würdig in Marmor und Erz verewigt zu werden. Das Alte stürzte und wir sehen jetzt ein neues schönes Leben aus den Ruinen hervorsproßen: Nach der Revolution trat Rußland in die Reihe der konstitutionell regierten Völker, ein großes Gebiet war der Kultur erschlossen. Kann aber die mexikanische Revolution etwas Gutes hervorbringen, kann sie das Alte stür-

zen und einer neuen Saat den Boden vorbereiten? Das kann sie nicht, denn sie ist aller Ideale bar: es sind keine Helden, die dort kämpfen, sondern verblendete Caudillos, es sind keine Märtyrer erhabener Gedanken, die dort den Boden mit ihrem Blute färben, sondern beklagenswerte Opfer ihres eigenen Ehrgeizes. Deshalb ist der blutige Kampf keine Revolution im richtigen Sinne des Wortes, keine Umwälzung, keine Befreiung, sondern lediglich ein fortdauerndes Morden, eine fortwährende Vernichtung bestehender Werte ohne die Hoffnung, Neue und bessere Werte an ihrer Stelle erstehen zu sehen. Wer einem solchen Morden ein Ende bereitet und sei es auch durch die Macht der Kanonen, der erweist der Menschheit einen guten Dienst.

Aus aller Welt.

Das kostbare Handtäschchen. Die bekannte Berliner Sängerin Frau Julia Culp ist auf der Eastend-Station in London kurz vor Abgang des Zuges nach Liverpool, wo sie sich zu ihrer Reise nach Amerika auf dem Dampfer „Carmania“ einschiffen wollte, ihrer Handtasche mit Juwelen im Werte von 60.000 Mark beraubt worden. Wahrscheinlich hat die Künstlerin, nachdem sie ihr Gepäck im Coupé untergebracht hatte, den Zug noch einmal verlassen, um sich von Bekannten zu verabschieden. Währenddessen ist der Raub ausgeführt worden. Erst nach Abgang des Zuges hatte Frau Culp das Fehlen ihrer Handtasche bemerkt.

Selbstmord eines dreizehnjährigen Schülers. In einem Dresdener Realgymnasium hat sich eine erschütternde Schülertragödie abgespielt. Der 13jährige Rudolf Krause, der Sohn eines Volksschullehrers in Ballendorf sollte wegen eines kleinen Vergehens nachsitzen. Als der Lehrer bald darauf nach dem Schüler sehen wollte, fand er ihn als Leiche vor. Der Knabe hatte sich mit der Schur, die zum Wandkartenaufziehen diente, erhängt.

Eine Fünfzig-Millionen-Stiftung Rockefeller jun. Aus New York wird berichtet, daß Rockefeller junior ein Geschenk von zirka fünfzig Millionen Kronen in Aussicht gestellt habe, das dazu benutzt werden soll, um die Opfer des Handels mit den sogenannten weißen Sklaven auf den Pfad der Tugend zurückzuführen.

Drahtlose Telegraphie und Luftschiffahrt. Wie die „Tägl. Rdsch.“ hört, finden schon seit längerer Zeit in einer eigens zu diesem Zwecke errichteten Station in Frankfurt a. M. Versuche statt, drahtlose telegraphische Verbindung mit Zeppelin-Luftschiffen herzustellen. Diese Versuche haben bis jetzt recht günstige Erfolge aufzuweisen, so daß zu hoffen ist, daß sich mit der Zeit auch Verbindungen auf Entfernungen von 1000 km und mehr herstellen lassen. Die günstige Lösung dieser Aufgabe ist von besonderer Bedeutung für die deutsche militärische Luftflotte, die, soweit Zeppelin-Luftschiffe in Frage kommen, schon mit drahtlosen Stationen ausgerüstet ist. In Johannisthal ist kürzlich eine fahrbare Militärstation errichtet worden, die drahtlose Verbindungsversuche mit dem Marineluftschiff vornimmt. Auch in die zu Verkehrszwecken dienenden Zeppelinluftschiffe sind drahtlose Stationen eingebaut.

Vulkanausbruch in Mexiko. Nach einer Depesche aus Guadalajara in Mexiko hat ein heftiger Ausbruch des Vulkans Colima stattgefunden. Tausende von Einwohnern sind aus den Ortschaften

in der Nachbarschaft des Vulkans geflüchtet. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß viele Menschen, die sich nicht mehr rechtzeitig mit der Bahn in Sicherheit bringen konnten, umgekommen sind. Hunderte von Flüchtlingen sind in Güterzügen in Guadalajara eingetroffen. Die Flüchtlinge mußten große Mengen vulkanischer Asche von den Schienen weg-schaufeln, ehe sich der Zug in Bewegung setzen konnte.

Vom Deutschtum in Belgien. Nach den kürzlich veröffentlichten Ergebnissen der letzten belgischen Volkszählung leben im ganzen Königreich Belgien insgesamt 56.933 Reichsdeutsche, davon 27.375 Männer und 29.558 Frauen. Die größten reichsdeutschen Bestände weisen die Provinzen Lüttich mit 20.606, Brabant mit 16.957 und Antwerpen mit 10.772 Köpfen auf. In der Landeshauptstadt Brüssel arbeitet das Deutschtum besonders tatkräftig an der Erhaltung seiner Sprache auf dem Wege deutschen Unterrichts. Neben der großen und seit Jahren blühenden höheren deutschen Schule, die auch die Berechtigung zur Einjährig-Freiwilligen und des Abiturienten-Zeugnisses besitzt, ist in diesem Jahre noch eine unter der gleichen Verwaltung stehende allgemeine deutsche Volksschule gegründet worden, die heute bereits 40 Knaben und Mädchen umfaßt; auch die deutsch-evangelische Stadtmission und die deutsche katholische Mission unterhalten am schulfreien Donnerstag nachmittag deutsche Sprachkurse, an denen etwa je 40 Kinder teilnehmen. Endlich wird auch in dem Kloster der deutschen Schwestern vom armen Kinde Jesu deutscher Unterricht erteilt.

Das Urteil im Dynamitverschöwörungsprozeß. Der Bundesrichter Anderson in Indianapolis verurteilte die achtunddreißig von der Jury der Teilnahme und Beihilfe an den Dynamitverschöwörungen des Arbeitersyndikats für schuldig erkannten Arbeiterführer zu den gesetzlichen Strafen. Präsident Ryan erhielt die Höchststrafe von sieben Jahren Zuchthaus, Vizepräsident Butler, Sekretär Hockin und mehrere andere je sechs Jahre Gefängnis. Die Strafen der der übrigen stufen sich ab bis zu einem Jahr Gefängnis.

Abstinenzbewegung in der Schweiz. Das schweizerische Abstinenzsekretariat hat eine Statistik über den Fortschritt, den die Abstinenzbewegung in der Schweiz macht, herausgegeben. Danach betrug im Jahre 1881 die Zahl der Abstinenten in der Schweiz 369, im Jahre 1891: 5973, 1906: 46.155 und am 31. Dezember 1911: 81.683. Man hofft die Zahl auf 100.000 in zwei oder drei Jahre zu erreichen. Der schweizerische Verein des Blauen Kreuzes, der kürzlich seinen Jahresbericht herausgab, zählte am 1. September 1912 28.087 Mitglieder, 2013 mehr als zur selben Zeit 1911. Die schweizerische Wanderausstellung gegen den Alkoholismus hat in den letzten Jahren auf ihrem Zuge alle größeren Städte der Schweiz schon berührt. Die Ausstellung will dem Publikum in einwandfreier, wissenschaftlicher Weise die Schäden, die der Alkoholismus in der Schweiz anrichtet, zeigen. Dem schweizerischen Abstinenzsekretariat in Lausanne wurde vom Direktorium der internationalen Hygieneausstellung in Dresden 1911 ein Ehrendiplom für wissenschaftliche Mitarbeit verliehen.

Flugverkehrsgesellschaft Kronshagen. In Kiel ist eine neue Gesellschaft ins Leben gerufen worden unter der Firma „Flugverkehrsgesellschaft m. b. H. Kronshagen. Das Stammkapital beträgt 61.000 Mark. Zum Geschäftsführer wurde Ingenieur Franz Steffen (Kronshagen) gewählt. Prokura wurde dem Hamburger Kaufmann und Geschäftsführer Walter Stülken erteilt.

Die Höchstzahl an erhaltenen Liebesbriefen hat voraussichtlich ein junger Student, der in Melbourne in Australien kürzlich im Alter von 22 Jahren gestorben ist, erreicht. Es wurden in seiner Wohnung in einem elfenbeinernen Kasten nicht weniger als 2360 Liebesbriefe gefunden, die von sechs verschiedenen Damen herrührten. Die Briefe waren fein säuberlich in Päckchen von je 50 Stück zusammengebunden.

Im Louvre wurde unlängst ein Mädchen aufgegriffen, das eine der „Gioconda“ ähnliche Kleidung trug und sich in der Nähe des Platzes aufhielt, den das berühmte Bild früher zierte. Als sie nach Schluß des Louvre hinausgebracht werden sollte, erklärte sie, das Museum nicht eher verlassen zu können, als bis sie den Unterstaatssekretär der schönen Künste gesprochen habe. Sie sei die langgesuchte Gioconda, des ewigen Umherwanderns müde und verlangte unbedingt ihren früheren Platz wieder einzunehmen. Mehrere Wächter mußten das Mädchen schließlich mit Gewalt hinausbringen. Es handelt sich um die plötzlich irrsinnig gewordene Tochter einer sehr guten Familie.

Ein Riesenschornstein. Die Firma Louis Fraas & Co. in Gera (Reuß) hat Ende Dezember vorigen Jahres den Bau eines Riesenschornsteins vollendet, den sie für die Firma C. F. Leonhardt Söhne in Crossen a. d. Mulde bei Zwickau i. Sa. erbaute. Die Höhe über dem Erdboden beträgt 100 Meter, die obere lichte Weite 2,90 Meter, die obere Wandstärke 0,25 Meter, die untere Wandstärke 1,42 Meter, Tag- und Nachtbetrieb 4.561.960 Kubikmeter Rauchgase. Mit dieser Gasmenge könnte man einen Gasbehälter von 200 Metern Durchmesser und 144 Metern Höhe füllen. Der Bau wurde unter schwierigen Verhältnissen vollendet, da der Baugrund durch die Nähe der Mulde starken Wasserandrang zeigte. Es waren allein 194 Kiefern, mit Eisen beschuhte Pfähle von 26 Zentimeter Mittenstärke erforderlich, um einen Pfahlrost für das Bauwerk herzustellen. Das Bauwerk wiegt 3.250.000 Kilogramm. Zum Bau waren erforderlich 490 Kubikmeter Kies, 380 Kubikmeter Sand, 12,5 Doppelladungen Zement und Kalk, 175 Doppelladungen Ziegel- und Radialsteine und 9000 Kilogramm Eisenteile.

Der Passagierverkehr der Austro-Americana. Aus Triest wird berichtet: Die Direktion der Austro-Americana teilt mit, daß im Jahre ihr Passagierverkehr mit 111.433 Passagieren zum erstenmal hunderttausend überschritten hat. Davon sind 101.725 Passagiere von und nach Süd- und Nordamerika gereist, 9708 sind Mittelmeerpassagiere. Von den 10.400 Kabinenpassagieren sind 4000 über Triest gereist (im Vorjahre 2829).

Fünf Generationen in einem Hause. Der selten vorkommende Fall, daß Ururahne, Urahne, Großmutter, Mutter und Kind einträchtig in der Stube beisammenzufinden sind, ist laut „Voss. Ztg.“ in Unnau im Westerwald zu konstatieren. Die Urrahne, eine 90 Jahre alte Frau, die Witwe des früheren Bürgermeisters Buchner in Unnau, feierte am 31. Januar ihren Geburtstag und erfreut sich noch immer ziemlicher Rüstigkeit. Ihr Auge ist noch hell und jugendlich und in dem noch frischen Gesicht spiegelt sich Gesundheit und zufriedenes Glück. Ihr Mann ist vor etwa 25 Jahren schon gestorben und ihre einzige, etwa 70 Jahre alte Tochter ist ebenfalls jahrelang Witwe.

Ausstellungsbureau in Montevideo. Das Konsulat der Republik Uruguay in Wien teilt mit, daß in Montevideo eine „Officina de Exposiciones“ (staatliches Ausstellungsbureau) errichtet wurde, welches die Aufgabe hat, ausländische Expositionen zu beschicken und im ökonomischen

Sinne für das Land Propaganda zu machen. Das erwähnte Bureau ist ein permanentes.

Sturm und Hochwasser. Ein schwerer Südweststurm, der zeitweise die Stärke eines Orkans annahm, hat in Berlin und an vielen anderen Orten großen Schaden angerichtet. Auf dem Rummelsdorfer See kenterte ein mit zwei Personen besetztes Boot; die Insassen konnten sich nur mit Mühe retten. Auf dem Spandauer Schiffahrtskanal ertrank der 18jährige Gymnasiast Otto Schuster beim Schlittschuhlaufen. — Die Mosel ist, einer Meldung aus Trier zufolge, enorm gestiegen. Das Pegel zeigt viereinhalb Meter. Der Fluß stieg stündlich um 10 Zentimeter. Die niederen Uferstrecken sind weit hin überschwemmt. Die Nebenflüsse der Mosel, auf denen die Schifffahrt eingestellt werden mußte, führen ebenfalls Hochwasser.

42 russische Spione in Haft. Gegenwärtig befinden sich im Lemberger Gefängnis nicht weniger als 42 russische Spione, gegen welche die Verhandlungen in Kürze stattfinden werden. Sämtliche Verhafteten gehören drei großen Spionageorganisationen an. Die Gefährlichsten unter ihnen sind Bendasink, Baronin Nora Hoffmann, die russischen Geistlichen Sandowicz und Hudyma, der Eisenbahnbeamte Pistol u. a. m.

Eine interessante Ausstellung befindet sich in Vorbereitung. Sie soll historische Kunstgegenstände und Möbel umfassen und verdankt ihr Zustandekommen Herrn José dos Santos Liborio, der im Hotel dos Estrangeiros die vorbereitende Ausstellung bereits den Vertretern der Presse und geladenen Gästen zugänglich gemacht hat. Wenn man nach dem schließen darf, was im Hotel dos Estrangeiros zu sehen ist, wird die Ausstellung sehr reichhaltig werden und gewiß Aufmerksamkeit erregen.

Uhrenauktion in München. Bei einer in der Galerie „Helbing“ in München abgehaltenen Auktion einer Sammlung von Goldemail-Uhren aus Berliner Privatbesitz, wurde eine französische Taschenuhr aus der Zeit von 1660—1663 mit 2850 Mark bezahlt und für eine Taschenuhr von J. Leroux in London mit Goldemailgehäuse und der Bezeichnung „Frères Huaut pinx“ wurden 3650 Mark, für eine Taschenuhr von John Ellicot aus dem Jahre 1770 2000 Mark gegeben. Ferner brachten Preise von etwas über 1000 Mark eine Goldemail-Uhr von Jacques und André Cartier, London, eine Taschenuhr in doppeltem Gehäuse von H. Conrad, Amsterdam, aus etwa 1715 und eine Taschenuhr von Li Iquist, Stockholm, vom Jahre 1760. Für eine ganze Anzahl Taschenuhren anderer Herkunft wurden Preise erzielt, die sich zwischen 500 und 900 Mark bewegen, ungerechnet das zehnpromtente Auktionsaufgeld, das noch zu jedem Gebot hinzuzurechnen ist.

Dreißig Jahre Braustand. Nach einer Verlobungszeit von vollen dreißig Jahren hat kürzlich, wie aus Stockholm berichtet wird, der schwedische Baron Axel v. Taras Fräulein Hella Gyllström, die Erwählte seines Herzens, der er ein Menschenalter die Treue gewahrt, zum Traualtar geführt. Im Jahre 1882 glänzte Fräulein Gyllström als hellstrahlender Stern am Stockholmer Bühnenhimmel, und der Baron, der damals ein junger Leutnant war, hatte sich Hals über Kopf in die schöne Schauspielerin verliebt und sich heimlich mit ihr verlobt. Allein, seine Eltern weigerten sich so entschieden, die Zustimmung zu der ehelichen Verbindung der jungen Leute zu geben, daß sich Fräulein Gyllström angesichts der Aussichtslosigkeit ihres Liebesromans schweren Herzens entschloß, die Heimat zu verlassen. Als sechs Jahre später die Eltern des Barons starben, raffte sich der Bräutigam aus der Lethargie, in die ihn das spurlose Verschwinden

der Geliebten gestürzt, auf und begab sich auf die Suche nach seiner Braut, von der man seither nichts mehr gehört hatte. Er machte dabei die Tour durch alle Hauptstädte Europas, um schließlich zu erfahren, daß Fräulein Gyllström den Kontinent verlassen hatte und unter angenommenem Namen irgendwo in Amerika lebe. Aber auch dort fand er keine Spur der Verlorenen und erst kürzlich gelang es ihm, durch Zufall ihren Aufenthalt in Melbourne aufzuspüren. Hier fand die Odyssee des schwedischen Barons endlich ihr Ende, und er konnte die Rückreise nach Stockholm mit der langgesuchten Braut, die auch ihm standhaft die Treue gehalten, antreten, um nach dreißigjähriger Verlobungszeit Hochzeit zu halten.

Ein byzantinisches Kloster aus dem XI. Jahrhundert. Aus Rom wird telegraphiert: Nach langem, bisher vergeblichem Bitten erhielt die Direktion für Altertümer vom Vatikan die Erlaubnis, in dem, der strengsten Klausur unterstehenden Nonnenkloster Santi Quattro Ausgrabungen vorzunehmen. Die Forschungen deckten ein wundervolles byzantinisches Kloster aus dem XI. Jahrhundert auf. Der Klosterhof enthält eine Fontäne, die als die älteste Roms betrachtet wird.

Der deutsche Schiffbau ist gegenwärtig nicht nur mit Aufträgen seitens der einheimischen Schifffahrtsgesellschaften sehr reichlich versehen, er arbeitet auch in steigendem Maße für ausländische Besteller. Besonders bemerkenswert ist die Tatsache, daß es den deutschen Werften immer mehr gelingt, die ausländische Konkurrenz zurückzudrängen, so daß die Lieferungen für die deutschen Reedereien immer mehr der heimischen Industrie zugute kommen. In den ersten zehn Monaten des letzten Jahres ist Deutschlands Ausfuhr von Seeschiffen aus Eisen oder Stahl mit Antriebsmaschinen von 19 auf 25 Stück gestiegen. Der Wert des Exports erhöhte sich von 2,68 auf 15,24 Millionen Mark. Dem Raumgehalt nach ergibt sich eine Steigerung von 13.686 auf 30.812 Reg.-Tons netto. Von ausländischen Werften wurden gleichzeitig 12 derartige Seeschiffe mit 19.577 Reg.-Tons Nettoraumgehalt im Werte von 6,94 Millionen Mark nach Deutschland geliefert. Im Vorjahre hingegen wurden 19 Schiffe mit 36.411 Reg.-Tons im Werte von 10,81 Millionen Mark eingeführt. Die Ausfuhr von Segelschiffen aus Eisen oder Stahl erhöhte sich von 4 auf 6 Stück oder von 4004 auf 10.276 Reg.-Tons. Die Einfuhr von Segelschiffen aus Stahl oder Eisen stieg von 49 auf 57 Stück. Dem Raumgehalt nach zeigt sich jedoch eine Senkung von 17.858 auf 12.637 Reg.-Tons. Die Lieferungen von Seeleichtern und Schleppschiffen haben ebenfalls zugenommen.

Eine Weltstatistik der drahtlosen Telegraphie. Nach der jüngsten Zusammenstellung des Internationalen Bureaus hat die Zahl der dem Publikum geöffneten drahtlosen Küstenstationen für Telegraphie gegenwärtig die stattliche Ziffer von 375 Anlagen erreicht. An der Spitze stehen die Vereinigten Staaten mit 142 Stationen, England besitzt 43, Kanada 33, Deutschland mit seinen Kolonien 22, Italien 19, Rußland 19, Frankreich 17, Spanien 10, Dänemark 9 und die übrigen Staaten folgen mit geringeren Zahlen. Auch in der Zahl der an Bord von Kriegsschiffen angebrachten Einrichtungen für drahtlose Telegraphie stehen die Vereinigten Staaten mit 247 Funkspruchapparaten an der Spitze. Es folgt die britische Kriegsmarine mit 213, die französische mit 141, die deutsche mit 112, die italienische mit 77, die japanische und die russische mit je 70 und die österreichisch-ungarische Kriegsmarine mit 37 Funksprcheinrichtungen. Bei der Handelsmarine lauten die entsprechenden Zahlen:

England 455, die Vereinigten Staaten 253, Deutschland 206, Frankreich 68, Italien 47, und ihnen folgen die übrigen Handelsflotten.

Maßnahmen gegen fremde Flieger. Die Kaiserlich Deutsche Regierung hat scharfe Maßnahmen ergriffen, um den in letzter Zeit besonders stark beobachteten Spionagen durch fremde Luftschiffer zu steuern. Sie hat u. a. verfügt, daß jeder fremde Flieger, der vom Auslande kommt und deutsches Gebiet zu überfliegen beabsichtigt, an der Grenze niederzugesen und sich einer Untersuchung zu unterwerfen hat, bevor er die Erlaubnis erhält, weiter zu fliegen. Die Maßnahme richtet sich besonders gegen die aus Rußland kommenden Flieger, von welchen man hauptsächlich annimmt, daß sie die deutsche Grenze nur deswegen so häufig überfliegen, um dabei spionieren und Photographien militärisch wichtiger Punkte anfertigen zu können.

Zu dem Kinobrande in Mening. Wie aus Roubaix gemeldet wird, hat die Untersuchung über das im Kinematographentheater in Mening ausgebrochene Feuer, wobei 15 Personen getötet und eine große Anzahl verletzt wurden, kaum glaubliche Zustände aufgedeckt. Mening, ein kleiner Ort an der französischen Grenze, ist ein wahres Nest von Dieben, Gaunern und Schmutzglern. Die Leichen der bei dem Brande umgekommenen Personen waren sämtlich ausgeraubt. Den Frauen und Mädchen hatte man sogar die Ohrringe abgerissen. Alles, was nur einigermaßen wertvoll war, wurde den unglücklichen Opfern abgenommen. Die Polizei und die Gendarmerie auf beiden Seiten der Grenze fahndet eifrig nach den Leichenschändern.

Ein Weltseebad an der österreichischen Riviera. Wie verlautet, ist ein Konsortium, dem mehrere österreichische, ungarische und bosnisch sowie auch einige schwedische Finanzinstitute angehören, bestrebt, eine Aktion durchzuführen, um zwischen Fiume und Abazzia, auf einem Grundkomplex von 555.000 Quadratmeter ein Weltseebad zu errichten. Das Stammkapital soll zwölf Millionen Kronen betragen. Der Grundkomplex wird vom parkierten Grund der Erzherzogin Klothilde im Ausmaße von 130.000 Quadratmeter in zwei Teile geteilt. Geplant wird gleichzeitig eine neue elektrische Bahn zwischen Fiume und Abazzia, die das neue Seebad durchqueren wird. Von ungarischer Seite werden als Teilnehmer Graf Paul Szapary und Friedrich v. Kallay, der Sohn des ehemaligen gemeinsamen Finanzministers Benjamin v. Kallay, genannt.

Aus Liebe zum Enkelkind zum Mörder geworden. Ein blutiger Vorfall ereignete sich in dem Kölner Hotel Central. Dort erschien in hochgradiger Aufregung der Förster Gierlich aus Morsbach und verlangte von der Frau des Hotelbesitzers Schwarz die Herausgabe seines Enkelkindes, weil dieses angeblich schlecht behandelt werde. Als Frau Schwarz sich weigerte, schoß der Förster sie mit einem Revolver nieder; sie war sofort tot. Der Förster floh nach dem Hauptbahnhof, wo er aber von der Polizei verhaftet wurde. Die Tochter des Försters ist mit einem Sohn des Hotelbesitzers verheiratet, und während der Krankheit der Mutter war das Kind bei der Frau Schwarz untergebracht.

Bedeutende Zunahme der Rechtsanwälte in Preußen. Im Jahre 1912 ist eine bedeutende Zunahme der Rechtsanwälte im Königreich Preußen zu verzeichnen. Damit hat die Zunahme, die bereits in früheren Jahren sehr stark war, weiter angehalten. In den letzten drei Jahren von Ende September 1909 bis Ende September 1912 sind nicht weniger 1597 Gerichtsassessoren zur Rechtsanwaltschaft übergetreten, und die Zahl ist dabei immer

noch im Steigen; denn im Jahre 1909/10 waren es 460, im Jahre 1910/11 543 und im Jahre 1911/12 594. Deutlich geht die Zunahme aus einer neuen tabellarischen Zusammenstellung der bei den Gerichten erster Instanz Mitte September vorhanden gewesen Rechtsanwälte und Notare hervor. Nach der „D. J.-Z.“ betrug diese Zahl im Jahre 1881 2042, im Jahre 1892 3369, im Jahre 1902 4067, im Jahre 1910 5711, im Jahre 1911 6124, im Jahre 1912 betrug sie 6592. Diese Zahl verteilt sich folgendermaßen auf die einzelnen Bezirke: Kammergericht Berlin 1796, Köln 680, Hamm 636, Breslau 640, Düsseldorf 505, Celle 391, Naumburg 388, Frankfurt a. M. 297, Posen 260, Königsberg i. Pr. 259, Kiel 252, Stettin 203, Marienwerder 191, Kassel 119. Man sieht, daß die Zahl der Rechtsanwälte mit Einschluß der Notare, im letzten Jahre um 468 oder 7,6 v. H. gestiegen ist, während im Jahre 1910/11 eine Zunahme um 413 oder 7,2 v. H. stattgefunden hatte. Die Steigerung war größer als in einem der früheren Jahre. Noch stärker, besonders in der letzten Zeit, ist die Zahl der bei den Oberlandesgerichten zugelassenen Rechtsanwälte gestiegen. Die Gesamtzahl betrug Mitte September 1912 7157 gegen 6621 im vorhergehenden Jahre und gegen 6181 im Jahre 1910.

Die Stapelläufe großer Kriegsschiffe im vergangenen Jahre waren in Deutschland: „Prinzregent Luitpold“, „König Albert“, (Linienschiffe), „Seydlitz“ (Schlachtkreuzer). England: „Ajax“, „Audacious“, „Iron-Duke“, „Marlborough“ (Linienschiffe), „Queen-Mary“ (Schlachtkreuzer); Frankreich: „Paris“, „France“ (Linienschiffe); Vereinigte Staaten: „Texas“, „New York“ (Linienschiffe); Oesterreich: „Tegetthoff“, „Prinz Eugen“ (Linienschiffe). Japan: „Kongo“ (Schlachtkreuzer). Insgesamt liefen also 15 Dreadnoughts von Stapel. Zu 28 von ihnen wurden die Kiele gestreckt, 18 wurden in Dienst gestellt.

Eine Malariastation in Jerusalem. Zur Errichtung einer Malariastation in Jerusalem sind auf Veranlassung der deutschen Kaiserin Professor Dr. Mühlens, der Abteilungschef des Tropeninstituts in Hamburg, und Professor Dr. Pannwitz, der Generalsekretär des Internationalen Kongresses für Tuberkulose in Berlin, in Jerusalem eingetroffen.

Entgleisung eines Lastzuges. Aus Fiume meldet man: Zwischen Buccari und Fiume entgleiste aus bisher unbekannter Ursache ein aus 23 Waggons bestehender Lastzug, der Mehl transportierte. Als die ersten Waggons aus den Schienen sprangen, wurde stark gebremst, es konnte jedoch nicht verhindert werden, daß auch die übrigen 18 Waggons mitgerissen wurden und auf die ersteren stürzten. Fünf Waggons wurden gänzlich zertrümmert.

Verkauf einer Bibliothek für zehn Millionen Kronen. In New York ist unlängst die Versteigerung der Bibliothek des verstorbenen Rotationspressen-Fabrikanten R. Hoe abgeschlossen worden. Ihr Ergebnis ist geradezu sensationell, denn der Gesamtbetrag des Erlöses beträgt nahezu zehn Millionen Kronen. Der New Yorker Milliardär Huntington allein hat für fünf Millionen Kronen Bücher erstanden. Eine Mazarin-Bibel erzielte 250.000 Kronen, den höchsten Preis, der überhaupt jemals für ein Buch gezahlt wurde. Die Versteigerung der Bibliothek, die in 79 Abteilungen geteilt war, dauerte 1½ Jahre.

Abermals ein Unfall in der französischen Marine. Der französische Torpedojäger „Darandal“ stieß auf der Höhe von Brest mit dem Unterseeboot „Rubis“ zusammen. Die Kollision war so heftig, daß der Torpedojäger schwere Beschädigungen erlitt; er mußte durch Schlepper in den Ha-

fen gebracht werden. Das Unterseeboot konnte seine Fahrt nach Brest mit eigener Kraft fortsetzen.

Verhaftung von Auswanderungsagenten. Aus Kaschau wird telegraphiert: In der letzten Zeit hat die Auswanderung im Komitat Abauj (Ungarn) große Dimensionen angenommen. Vizegospán Dr. Puky wandte sich an das Ministerium mit dem Ersuchen, die Staatspolizei möge Detektive entsenden, die nach den Auswanderungsagenten recherchieren sollten. Die Detektive verhafteten nach achttägigen Erhebungen elf Auswanderungsagenten, unter denen sich drei Eisenbahnschaffner befanden. Die Untersuchung wird fortgesetzt.

Vergiftung einer siebenköpfigen Familie. Ein schreckliches Familiendrama hat sich im Stadtteil Holleschowitz (Prag) ereignet. Vor dem dortigen Bezirksgericht war in exekutiver Feilbietung das Haus samt Gasthausgewerbe des Franz Hussak versteigert worden. Am nachmittag fiel es den Hausbewohnern auf, daß sich von der Familie Hussak den ganzen Tag über niemand hatte blicken lassen. Man verständigte die Polizei, welche die Wohnung öffnen ließ. Als man das Wohnzimmer betrat, strömte ein intensiver Gasgeruch heraus. Die aus sieben Personen bestehende Familie des Gastwirtes lag tot in den Betten. Hussak hat offenbar aus Verzweiflung wegen der Wegnahme seiner Habe den Gashahn im Schankzimmer geöffnet und mittels Schlauches das Gas in das Wohnzimmer geleitet. Auf diese Weise fanden er und seine Frau sowie seine fünf Kinder im Alter von anderthalb bis vierzehn Jahren den Tod.

Raubmord an einem 82jährigen Greise. Aus Zürich wird telegraphiert: Bei Bischofszell wurde der 82jährige Landwirt Richinger ermordet und beraubt. Der mutmaßliche Täter wurde verhaftet, als er das geraubte Sparkassenbuch abheben wollte.

30 Personen ertrunken. Der deutsche Segler „Pangani“, der sich auf der Fahrt von Hamburg nach Valparaiso befand, ist in der Nähe von Le Havre von dem Dampfer „Phryne“, der von Algier nach Rouen unterwegs war, angerannt worden und sofort gesunken. Von den 34 Mann der Besatzung konnten nur 4 gerettet werden, die übrigen ertranken.

Eine seltsame Pfändung. Aus Budapest wird gemeldet: Der Puszta-Almáser Großgrundbesitzer L. M., dessen Vermögen auf etwa 200.000 Kronen geschätzt wird, wurde von einer Bank auf Zahlung von 3000 Kronen verklagt. Zur Hereinbringung der Forderung wurde die Exekution angeordnet und Mobilien im Schätzungswerte von 16.000 Kronen zur Versteigerung gebracht. Da sich kein Käufer meldete, erstand ein Beamter der Bank die zur Versteigerung ausgebotenen Mobilien um 35 Kronen. Ein Paar Ochsen wurden für zwei Kronen, ein Pflug für zwanzig Heller zugeschlagen.

Amerikas Außenhandel. Der Wert der Gesamtausfuhr der Vereinigten Staaten im letzten Jahr betrug 2400 Millionen Dollars, der Wert der Gesamteinfuhr 1818 Millionen Dollars. Diese Zahlen bedeuten Rekordziffern. Im Jahre 1911 beliefen sich die entsprechenden Ziffern auf 2092 bzw. 1533 Millionen Dollars.

Ausbruch eines Vulkans. Nach einem Telegramm aus Guadalajara (Mexiko) hat ein heftiger Ausbruch des Vulkans Colima stattgefunden. Tausende von Einwohnern der Nachbarschaft des Vulkans sind geflohen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß viele Menschen, die sich nicht mehr rechtzeitig mit der Bahn in Sicherheit bringen konnten, ums Leben gekommen sind. Hunderte von Flüchtlingen

sind in Güterzügen in Guadalajara eingetroffen. Die Flüchtlinge mußten Haufen vulkanischer Asche von den Schienen wegschaffen, ehe der Zug sich in Bewegung setzen konnte. Der in Tätigkeit befindliche Krater hat nur wenig Lava ausgeworfen, dagegen entströmen Rauchwolken sowie Asche und giftige Gase seiner Mündung.

In Französisch- und Deutsch-Afrika. Es ist eine bekannte Tatsache, daß die Franzosen in ihren Kolonien fremde Kaufleute nur ungern dulden und durch allerlei Plackereien hinauszugraulen suchen. Diese Art schildert die „Times“, die doch ganz in französischen Kielwasser zu fahren gewohnt ist, in einem Aufsatz über Westafrika folgendermaßen: „Wohin kann der Kaufmann blicken, wenn er neue Gebiete erobern will? Etwa nach Dahome oder Französisch-Kongo? Vor zehn Jahren hätte es geheißen, der britische Kaufmann habe nur Mißerfolge zu gewärtigen, da wo die Trikolore wehe, und auch heute noch finden andere als Franzosen dort kein Entgegenkommen. Nicht blinde Selbstsucht ist das Kennzeichen des Deutschen, wie manche uns glauben machen wollen, nein, wenn er eine Kolonie erwirbt, fordert er alle, Deutsche oder Briten, Portugiesen oder Franzosen auf, ihr Kapital und ihren Handel dorthin zu bringen. In den sämtlichen westafrikanischen Kolonien findet der Kaufmann nirgend soviel Förderung wie in Togo und Kamerun, denn dort ist Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit das Losungswort der herrschenden Macht. In Duala wurde mir von englischen Kaufleuten gesagt, daß zweimal im Jahr der Gouverneur die Beamten, Kaufleute und Missionare zur Beratung zusammenberuft. Man stelle sich den englischen Gouverneur von Sierra Leone, von der Goldküste oder von Südnigeria vor, der einen so radikalen Schritt tätete und obendrein noch Deutsche auffordern würde, sich mit ihm zu besprechen! Was würde das für Anfragen im Parlament geben!“ Der Aufsatz schildert im weiteren die polizeilichen Maßnahmen sanitärer Art in Togo, sowie die dort herrschende Einrichtung, daß die Beförderung der Waren von und nach den Schiffen Regierungssache sei. Der Zweck dieser Darlegung ist, hervorzuheben, daß in ersterer Hinsicht Strafen und in letzterer Hinsicht Gebühren erhoben werden, ohne Ansehen der Staatsangehörigkeit dessen, der sie schuldet. Es ist gut, bemerkt dazu die Köln. Ztg., einmal eine solche Äußerung von englischer Seite den Franzosen entgegenzuhalten zu einer Zeit, wo ihre Presse mit zunehmendem Eifer gegen die deutsche Einfuhr wettet. Was für Afrika gilt, trifft auch für Europa zu. Ja, es dünkt uns, daß der deutsche Michel dem hämischen Nachbarn manchmal zu viel Entgegenkommen zeigt. Wie wir erfahren, werden die Blumen sendungen aus Südf frankreich nach Rußland in Paris gesichtet und durch eine besondere Begünstigung in den D-Zügen der preußischen Staatsbahn nach Rußland befördert. Wohl verdient letztere etwas dabei, indes ist die Bevorzugung doch nicht mehr angebracht, seitdem der Bürgermeister von Nizza sich erdreistet hat, auf die Wiedereroberung von Metz und Straßburg hinzuweisen. Sie ist es um so weniger, als es einem befreundeten Staate — für Frankreich gilt dieser Ausdruck nur mehr in der Sprache der Diplomatie — für die schnelle Beförderung eines ebenfalls sehr verderblichen Gutes eine ähnliche Begünstigung beharrlich verweigert. Wenn die Staatsbahn, was sehr angebracht wäre, die Vorzugsbeförderung für französische Blumen abbricht, kann sie nicht auf andern Seiten Ersatz finden, wenn sie durchaus eine solche Nebeneinnahme aus ihren D-Zügen haben will? Die Sache ist wert, im Abgeordnetenhaus zur Sprache gebracht zu werden.

Massenvergiftungen in der Czernowitzer Offiziersmenage. Aus Czernowitz wird gemeldet: Unter schweren Symptomen einer akuten Fleischvergiftung sind hier siebzehn Einjährig-Freiwillige nicht unbedenklich erkrankt. Die erkrankten Freiwilligen nahmen ihr Mittagmahl in der Unteroffiziersmenage ein, wo Schweinebraten serviert wurde. Nach kaum vier Stunden stellten sich bei allen siebzehn Freiwilligen Brechreiz ein, mehrere stürzten zusammen und mußten ins Truppenhospital übergeführt werden. Gegen den Fleischhauer, der in der Offiziersmenage das Fleisch lieferte, wurde die Strafanzeige erstattet.

Vandalismus in der Londoner Nationalgalerie. Aus London wird telegraphiert: In der Nationalgalerie wurden von einem Manne aus der Provinz, dessen Name von der Polizei geheimgehalten wird, mehrere Bilder zerstört. Es wird auch nicht veröffentlicht, um welche Bilder es sich handelt, doch sagen die Beamten der Galerie, daß drei oder vier der wertvollsten Stücke hoffnungslos vernichtet sind. Die Bilder wurden, wie es heißt, in Stücke zerschnitten.

Liebestragödie. Nach einer Meldung aus Berlin hat in Charlottenburg der Schriftsteller Felsenschmied seine Geliebte erschossen und sich dann ebenfalls durch einen Revolverschuß getötet. Er hatte mit seiner Geliebten, einer Kontoristin, seit längerer Zeit ein Verhältnis. Seine Frau kam dahinter und leitete die Scheidungsklage ein. Beim Termin wurde Felsenschmied als der alleinige schuldige Teil vom Gericht erkannt und die Ehe durch sein Verschulden geschieden. Da es ihm nicht möglich war, sich mit seiner Geliebten ehelich zu vereinigen, faßte er den Plan zu dem Mord und Selbstmord.

Der schnellste deutsche Eisenbahnzug. Der schnellste deutsche Zug auf einer großen Entfernung wird der neue D-Zug sein, den die preußische Eisenbahnverwaltung am 1. Mai von der russischen Grenze nach Berlin zur Herstellung einzurichten beabsichtigt. Die Reise von Petersburg nach Berlin wird dann fünfundzwanzig Stunden beanspruchen. Der Zug wird eine Reisegeschwindigkeit von durchschnittlich achtzig Kilometern in der Stunde entwickeln.

Konkurs eines ehemaligen russischen Ministers. Ueber den ehemaligen Minister des Innern, Grafen Ignatiew, hat das Kiewer Handelsgericht den Konkurs verhängt. Die Schulden des Grafen betragen zweieinhalb Millionen Rubel.

Zwangsversteigerung des sozialdemokratischen Volkshauses in Köln. Das von den Gewerkschaften seinerzeit errichtete Volkshaus wurde letzthin versteigert. Die Gewerkschaft vermochte es nicht zu halten, da die Zuschüsse zu groß waren. Das Haus hat etwa 1 Million Mark gekostet, bei der Versteigerung wurden von den Erben des Bauunternehmers annähernd 500 000 Mark geboten. Die Erteilung des Zuschlages würde bis zum 30. Januar vertagt. Was die neuen Erwerber mit dem Anwesen beginnen werden, steht noch dahin. Der Vorwärts tröstet sich über diesen Mißerfolg damit, daß die Schwierigkeiten für die Kölner Parteilbewegung nicht allzu empfindlich sein würden.

Ehescheidung einer — Fünfzehnjährigen. In London wurde die 15jährige Frau Bessie Liano Wooder, die im August 1910 geheiratet hatte, wieder geschieden. Sie gab als Grund bei der Einreichung des Scheidungsgesetzes die rohe und schlechte Behandlung ihres — sechzehnjährigen Gatten an.

Feuilleton.

Das unbekannte Schicksal

Roman von Peladan.

Uebersetzt von Emil Schering.

(2. Fortsetzung.)

„Klagen Sie sie nicht an . . . sie wollen mir wohl . . . der es aber tun könnte, ist nicht da . . . ich begreife nur eine einzige Leidenschaft . . . und die Freundschaft tröstet mich nicht . . . ich bin geschaffen, um zu lieben, und ich werde aus Mangel an Liebe sterben . . . Man kann sich Gott ergeben und doch jeden Tag sein Wort wieder zurücknehmen. Es kommt vor, daß man eine Nonne von ihren Gelübden löst. Wenn man sich aber einem Schurken ergibt, gehört man ihm bis zum Tode! . . . Ich bin verdammt . . .“

André dachte an die Gespräche, die er eben gehört hatte. Der Tod des Grafen war die einzige Rettung für die unglückliche Frau, und er hatte eben drei überlegene Geister gestehen hören, sie würden diesen abscheulichen Gatten töten, wenn sie nicht die Folgen fürchteten. Er verachtete sie wegen dieses Mangels an Mut: er fühlte sich als Ritter, war bereit, sich der größten Gefahr auszusetzen.

Margarethe versank in ihrem Schmerz, sie vergaß seine Anwesenheit. Er trat auf die Schwelle des Zimmers und sagte leise: „Sie weint!“ mit einem Ton, der um Hilfe flehte.

„Mein junger Freund,“ antwortete Serniac, „sie weint oft: man müßte ihre Tränen mit Küssen trocknen, und das ist keinem von uns erlaubt. Man bemüht sich, sie zu zerstreuen, man bietet Gedanken auf, man sagt Worte und Worte, aber man müßte ihr die Arme um den Hals werfen, und dafür muß man von ihr geliebt werden.“

Den Kopf gesenkt, das Herz voll Traurigkeit, kehrte André auf den Balkon zurück, um diesem schönen weinenden Geschöpf stumme Gesellschaft zu leisten.

Er hielt sich so wenig würdig, sie zu trösten, daß er von Verzweiflung niedergedrückt nicht sprechen konnte.

Plötzlich eilte Margarethe wie ein Windstoß mitten unter ihre Freunde, öffnete mit einer schroffen Gebärde den Flügel und präliederte nervös mit Arpeggien. Nachdem sie mehrere Male abgebrochen hatte, spielte sie fieberhaft ein Zigeuner-Thema. In dem Halbschatten schienen die schönen Hände die Zügel zu einer Fahrt in den Abgrund zu halten.

Diese teuflische Musik, die etwas von ihrer Wildheit verliert, wenn Liszt und Rubinstein darüber kommen oder der klassische Brams, gab sich ganz in ihrer barbarischen Art, und nichts hätte Torigny mehr verwirren können.

Dieser wütende Sturm, diese Beschwörung einer ziellosen Flucht, die durch eine endlose Ebene geht, erschreckte den jungen Mann. In dem erregten Schweigen der Anwesenden, in ihrer aufmerksamen Haltung nahm er wahr, daß auch sie bei diesem Gewitter der Seele, das sich in blitzenden Klängen entlud, zitterten.

Wenn sie wirklich das in der Seele hatte, das elementare Toben des Windes und des Feuers, wie konnte er, der arme bürgerliche Geist, ein Geschöpf trösten, in dem sich solche tobenden und schäumenden Wellen erhoben?

Die vernünftigen und schüchternen Vorträge, die er in den Salons von Rennes gehört hatte, beschworen ihm das blasse und schüchterne junge Mädchen, das bald Frau André Torigny sein würde. Er sah sich in der Ofenecke, während seine junge

Frau ein Musikstück zu spielen versuchte, das ein Modeblatt als Beilage gebracht hatte. Dann würde er sich mit Vergnügen an seinen Aufenthalt in Perros erinnern, an die schöne Margarethe, an ihre drei Genossen, wie man sich an eine weite Reise erinnert. Nein, er konnte dieser Frau, die sich so ausdrückte nichts sagen; sie ließ ja den Schrei einer Verdammten vom Flügel erklingen.

Wie lange sie auf diese schwindelerregende Art die Tasten schlug, schätzte keiner ab. Als sich die junge Frau vom Stuhl erhob, schien sie ruhig zu sein; die Nerven schienen ihre Spannung verloren zu haben, sie lächelte beinahe.

„Oh,“ sagte Serniac, „es gibt bei gewissen Frauen einen Abgrund, dem sich niemand ohne Entsetzen nähert.“

„Ich würde alle Lilien für diese höllischen Blumen geben,“ erklärte Tessonnes.

„Und Sie, junger Mann, was denken Sie von dieser Musik?“

„Ist das Musik?“ erwiderte André. „Ich glaube eher, es ist eine Seele . . . in Qual.“

VI.

Jeden Morgen erwartete Torigny die junge Frau auf dem Pfad der Zollwächter, der den Strand mit der Villa verbindet.

Sie begrüßte ihn mit einem ernsten Lächeln, und sie wanderten aufs Land hinaus, mit dem langsamen Schritt derer, die nur gehen, um zusammen zu sein.

In ihrem Staubmantel gehüllt, den Kopf mit einem großen Schleier ver mummt, setzte sie die wenigen Vorübergehenden durch ihre hohe Gestalt in Erstaunen.

„Ihre Statur,“ sagte André, „zeigt Ihre innere Würde: Sie sind eine Heldenseele.“

„Gehen wir zur Kirche,“ sagte sie; „wir wollen zusammen beten.“

Dann antwortete sie auf seine Worte:

„Sie sehen mich unter einem falschen Gesichtspunkt. Ich bin eine arme Frau, einsam und ziellos, die zu stolz ist, um die Pflicht zu verletzen, und zu schwach, um zu verzichten. Behalten Sie als Frucht meiner bitteren Erfahrung, daß die große Hauptsache des Lebens die Ehe ist. Denken Sie daran, Herr André, daß die Freundschaft in Wirklichkeit nicht existiert: das ist ein literarisches Gefühl. Allein die Liebe schafft eine wahre Ergebenheit, weil die Liebe die Selbstsucht völlig befriedigt, und weil man sich nur an sich selbst ganz hingibt. Wie auch die Frau sein möge, die Sie heiraten, widmen Sie ihr all Ihre Aufmerksamkeit; Sie werden Ihren Einsatz zurückbekommen, wie die Spieler sagen.“

Als sie auf der Stufe der Kirche niederkniete, hatte Margarethe ihren Schleier aufgerollt. Ein Sonnenstrahl spielte auf ihrer rosigen Wange, in der Museschel ihres Ohres und in ihren blonden Haaren.

Wie anders war sie jetzt als die Dame, die vor zehn Stunden die schlimmsten Ausbrüche einer schwärmenden Einbildungskraft durch den Flügel mitteilte! Und diese Frömmigkeit, ebenso aufrichtig wie die Schwärmerei von gestern, verwehrte Torignys Urteil.

Beim Manne ist eine Art Einheit vorhanden, die auch die verschiedensten Aeußerungen untereinander verbindet, während die Frau sich in jeder Lebensform erneuert, als sei ihre Persönlichkeit aus verschiedenen Teilen geformt. André begriff diese Zusammensetzung nicht und ermaß sein Unglück, wenn das Schicksal ihn zwingen würde, ein solches veränderliches Wesen zu lieben.

Als sie die Kirche verließen, nachdem sie einige

alte Kapitäle mit unförmlichen Figuren betrachtet hatten, fragte Torigny sie:

„Sie haben Gott um den Tod des Görtz gebeten?“

„Ich habe um Erbarmen gefleht.“

„Das ist dasselbe,“ bemerkte er.

Vögel sangen auf dem Friedhof, der die Gemeinde der Toten um die Kirche sammelte und dessen Grabsteine aus Granit von der Frömmigkeit der Bretonen zeugten.

Eine Eidechse lief über ihren Weg, in der Sonne zitternd.

„Ein Tierlein sein, welcher Traum!“ sagte Margarethe, ohne ihren Gedanken auseinanderzusetzen.

„Wenn Görtz stürbe, sagte André, könnten Sie über Ihr Herz verfügen, aber dann wäre noch jemand zu suchen, der würdig ist!“

„Warum sprechen Sie mir immer von diesem Tod, der zu spät eintreten wird, wenn ich schon alt bin.“

„Weil dieser Tod Ihre einzige Hoffnung ist.“

„Allerdings ist sein Tod meine einzige Hoffnung. Solange er lebt, zwingt er mich nicht nur zu einem Leben der Unruhe, das ohne Zärtlichkeit, ohne Häuslichkeit ist, sondern er kann mich auch wie ein Dieb, wie ein Straßenräuber erschrecken.“

„Was? Er sollte imstande sein, herzukommen?“

„Gewiß. Er hat es schon getan, und wenn ihn sein Spielen ins Elend gebracht hat, werde ich vielleicht eines Abends sein verhaßtes Gesicht von der zerbrochenen Scheibe meines Fensters eingeraht sehen, während er Geld verlangt und droht, falls er es nicht erhält.“

„Dann werden Sie im gesetzlichen Zustand der Notwehr sein und können ihn töten.“

„Man tötet den Mann nicht, den man geliebt hat. Trotz aller Dramen, trotz allen Handlungen, der einmal geliebte Leib bleibt uns heilig. Man willigt in Gedanken ein, daß ein anderer ihn trifft, aber man würde ihn nicht selbst treffen, man würde ihn nicht vor seinen Augen treffen lassen. Von einer großen Liebe bleibt eine unendliche Schwäche übrig für den, der sie eingefloßt hat.“

„Sollten Sie Görtz noch lieben, großer Gott!“

„Ich verachte ihn, ich hasse ihn, aber ich zittere vor ihm, und nicht aus körperlicher Furcht, sondern aus der Erinnerung. Meine alten Gefühle würden sich zu seinen Gunsten erheben; und dann wirkt das Sakrament, die Tugend des Sakraments; Görtz ist unaufhörlich mein Gatte.“

„Darf ich es wagen, ganz aufrichtig zu sprechen? Sie fürchten, in Görtzens Arme zurückzufallen!“

Margarethe antwortete nicht.

Schmetterlinge flatterten um einen Grabstein.

Die Morgenluft erfrischte sie wie eine sanfte Woge des Windes.

Die junge Frau atmete diese Brise begierig ein.

„Seit Sie durch die Welt irren, große Seele in Qual, haben Sie niemanden getroffen, der Ihnen gefallen hat?“

„Warum diese Frage?“

„Der würde Sie befreien; denn es ist unmöglich, daß Sie nicht von dem, den Sie wählen, geliebt würden.“

„Sie, ein Vertreter der guten Sitten, der Moral, des Gesetzes, Sie sind damit einverstanden, daß ich zu einem Menschen sage: Töte meinen ersten Gatten, und Du wirst sein Nachfolger sein.“

„Ich vertrete nichts als einen großen Eifer für Sie, gnädige Frau; und ich verstehe, daß ein Mann die geliebte Frau verteidigt.“

„Da sieht man, welch schlechten Einfluß Ihre Besuche in der Villa haben; Sie verlieren Ihre Moral, Herr André.“

Er lächelte.

„Ich wäge Ihre Tugend und die Unwürdigkeit des Grafen Görtz; und da einer von beiden unglücklich sein muß, finde ich es richtig, daß es der Schurke ist.“

„Sie sehen mich den Mörder meines Gatten heiraten?“

„Ich sehe ja Ximena, eine Heldin, den Mörder ihres Vaters heiraten!“

„Da handelt es sich um ein Duell.“

„Es würde sich doch anhören hier um ein Duell handeln.“

„Wirklich, wirklich, Herr André, Sie erregen meine bösen Gedanken.“

Der Pfarrer von Perros kam ihnen entgegen: Margarethe überkam eine plötzliche Regung, sich ihm anzuvertrauen. Als sie vor ihm stand, blieb ihr das Wort auf den Lippen hängen. Welche Gewissensfrage hatte sie diesem biederem Hirten zu stellen? Mit einem Blick erkannte sie, daß dessen Geradheit sich in vollkommener Harmonie mit der Rolle befand, die er unter den Einfachen ausfüllte. Sie nahm ein Goldstück aus ihrer Börse.

„Für Ihre Armen,“ sagte sie und ging weiter.

Der erstaunte Pfarrer dankte. Er hatte das gebräunte Gesicht eines Bauern, den geschlossenen Blick eines Bretonen.

„Was wollten Sie ihn fragen?“ sagte Torigny.

„Wie man resigniert? Wie man die Flamme der Jugend löscht? Kurz, wie man verzichtet?“

Torigny sah sarkastisch aus.

„Ach, Sie kommen herunter, Herr André, Sie werden ein Zweifler.“

„Ich kann Ihnen besser antworten als er. Man resigniert, wenn man nicht mehr die Kraft zu einer Empörung hat; man nennt die Erschöpfung Resignation. Man löscht nicht die inneren Flammen, man beugt sie durch den Hauch eines andern Strebens, und verzichten bedeutet wechseln. Der Klosterbruder verzichtet auf die Welt, um Gott zu finden. Die Frage für Sie ist so zu stellen: wogegen tauschen Sie Ihre alte Vision vom Glück aus?“

„Sie werden sehr schnell der vierte Raisonneur, aber Sie beklagen mich wenigstens. Ich fühle Ihre warme Sympathie.“

„Welches Gut könnte Ihnen der Priester geben?“ fragte Torigny. „Diese instinktive Bewegung, die Sie zu dem Pfarrer von Perros getrieben hat, drückt das kindliche Vertrauen aus, das wir alle für den Mann Gottes empfinden. Aber es gibt eine Gabe des seelischen Zuspruchs, die sehr wenige empfangen haben. Dieser Hirt paßt nur für eine einzige Klasse der großen Herde der Seelen. Wer auf Ihre Unruhe hätte antworten können, würde kein guter Pfarrer von Perros sein. Denken Sie sich Cravant oder Serlhac in einem Dorf der Bretagne.“

Die junge Frau hörte auf ihren Gedanken.

„Nicht den Priester noch den Freund braucht eine Frau; sondern den Gatten, der mit ihren Schwächen einen Pakt schließt und durch diesen Pakt sie versteht und erträgt. Jedes Wesen ist für den andern eine bekannte Welt, und der Pfarrer spricht als Pfarrer zu einer allgemeinen, mittelmäßigen Seele. Wir müssen in unserer Persönlichkeit begriffen werden, in dem, was am wenigsten allgemein bei uns ist. Die Liebe allein bietet diesen einzigen Trost.“

VII.

Auf dem Pfad der Zollwächter erschienen an Margarethes Stelle zum großen Verdruß Torignys die drei Genossen.

Torigny verbarg seinen Verdruß so wenig, daß Serlhac lachen mußte.

„Kommen Sie mit uns, Herr Torigny; dann kön-

nen Sie von ihr sprechen, und das wird Sie dafür trösten, daß Sie sie heute morgen nicht sehen.

„Sie ist doch nicht krank?“

„Sie hat wenig geschlafen und sie ruht, das ist alles.“

„Welcher Ziegenpfad!“ sagte Sernhac. „Wenn sich zwei Feinde hier treffen! Wer den andern stößt, und es braucht kein heftiger Stoß zu sein, wird leicht siegen. Es ist abschlüssig, und die Klippen unten können auch die härtesten Knochen brechen . . . und die Flut würde den Leichnam forttragen. . .“

„Er würde nach Ploumanach treiben,“ bemerkte Tessones.

„Theophil Gautier sagt: Der Mensch verdirbt die Landschaft. Er verdirbt noch mehr das Meer, dieser Sommerfrischling! Er läuft halb nackt herum und trägt sich wie ein betrunkenen Arbeiter; die Frauen lachen sehr laut, ohne Grund, aus natürlicher Dummheit.“

„Eine bewußte Kokette würde niemals an den Strand kommen: der Taint zersetzt sich wie unter dem Pinsel eines Impressionisten; die Blondes spielen ins Violette und die Brünnetten ins Grüne hinüber. Es sollen hier Ehen geschlossen werden; ich für meine Person werde hier Weiberfeind.“

Auf dem Strande machten sich die drei Männer in boshafter Weise über die Leute lustig, welche sie bemerkten: sie zerpflückten die Lächerlichen, machten die Gesichter herunter, indem sie ihre Bosheit wie einen Sport übten.

Torigny suchte sich vorzustellen, welchem Beruf oder welcher Laufbahn jeder angehörte.

Cravant mit seiner Korpulenz und seinen schroffen und kurzen Gebärden glich einem Politiker des Südens, aber seine Augen waren unruhig, seine Lippen dünn.

Sernhac ließ an einen Beamten denken, und Tessones spottete der Einordnung durch seine korrekte und ironische Haltung.

Der junge Mann verzichtete darauf, die Natur dieser ihm antipathischen Menschen zu ahnen.

Man setzte sich auf die Klippen:

„Herr Torigny, sagte Sernhac, Sie sind ein sehr gut erzogener junger Mann. Sie stellen keine Fragen, und Gott weiß, ob Sie Lust haben zu erfahren, wer wir sind und wer sie ist? Sie ist alles das, was sie uns zu sein scheint: gut, ideal, aller Hochachtung würdig.“

„Und Sie sind?“ fragte er.

„Wir sind Ihre Kameraden, junger Mann. Darum gehört es sich nicht, daß wir einander als Feinde betrachten; Ihre Anwesenheit ärgert uns nämlich, weil Sie jung sind und Sie unserer Freundin etwas Zerstreung bringen.“

„Wie kann ich der Kamerad von solchen Männern wie Sie sein?“ fragte er.

„Spielen Sie nicht den Einfältigen, sonst werden unsere guten Absichten aufhören.“

„Kann ich ganz aufrichtig sein?“ fragte Torigny.

„Nun, ich glaube, Sie sind alle drei in Margarethe verliebt; Sie haben alle einen Augenblick gehofft, sie zu besitzen, während ich nicht verliebt bin und nie daran gedacht habe, sie für mich zu gewinnen.“

„Ei, das ist nicht übel, mein Sohn, für einen Kandidaten. Aber Sie sind verliebt, sicherlich.“

„Was ist denn verliebt sein?“

„Wir wollen das Wörterbuch nicht noch einmal machen und jedes Wort erklären: das würde eine Sitzung der Akademie sein.“

„Wenn Sie einen falschen Ausdruck anwenden, um mein Gefühl zu bezeichnen, kann ich nicht protestieren?“

„Oh, Nuancen! Was? Ein wenig Demut, etwas mehr oder weniger!“

„Das ist es nicht,“ sagte Torigny. „Ich empfinde ein Gefühl von religiöser Art. Ich bewundere und ich fühle mit, aber ich begehre nicht. Sie gehört nicht zu meiner Klasse, und ich würde erschrecken bei dem Gedanken an eine solche Gattin, weil ich meine eigene Natur kenne.“

„Sie haben nicht „Ruy Blas“ gelesen; das ist der Zögling eines Priesterseminars, der Lakai wird und die Königin von Spanien liebt. Die armen Tröpfe verlieben sich in die Sterne, seit es Poeten gibt, und seit sie lügen.“

„Da Sie mir erlauben, mich zu Ihnen zu gesellen, möchte ich eine Frage stellen. Ist nichts für Margarethe zu tun?“

„Doch, zweierlei: entweder Ihr das religiöse Bedenken nehmen, damit sie sich scheiden läßt, oder ihren Gatten aus der Welt schaffen, damit sie Witwe wird. Aber dieses Bedenken ist nicht zu entwurzeln, und keiner von uns ist fähig, den Säbel oder die Pistole siegreich gegen diesen Görtz zu führen.“

„Keiner von Ihnen kennt den Grafen?“

„Nein. Wir haben Margarethe erst nach ihrer Trennung getroffen.“

„Was wird geschehen?“ fragte Torigny.

„Es wird nichts geschehen. Ich habe wohl an einen Ausweg gedacht, aber die Verantwortung kann ich nicht auf mich nehmen. Irgendwo in der Welt lebt jemand, der in dem Augenblick, wo der Tod des Grafen bekannt wird, gerufen würde.“

„Sie liebt!“ rief Torigny aus.

„Ja sie liebt; aber sie will es sich nicht gestehen, sie verbietet sich, an diesen Mann zu schreiben, sie flieht ihn aus großer Ehrbarkeit, aus maßloser Ehrbarkeit.“

„Und dieser Mann ist ihrer würdig?“

„Ihrer würdig, junger Mann ist niemand, und weil Sie das gefühlt haben, sind Sie uns sympathisch. Diese junge Frau, die sich seit drei Jahren ihres Herzens beraubt, ist wunderbar und absurd. Was sie quält, ist weniger der Zwang, den sie sich auferlegt, als die ewige Furcht, daß sich jener durch ein legitimes oder illegitimes Band bindet.“

„Dieser Mann,“ sagte André, „müßte Görtz töten.“

„Und wenn er selbst getötet würde?“

„Wie, auch so überlegene Menschen wie Sie finden nichts?“

„Sie sind an der Reihe, mein Lieber! Gehen Sie nach Wien oder Prag und gießen Sie den Bierkrug des Grafen Wilhelm Görtz von Vegstädt, Leutnants der Kavallerie, um.“

„Wenn Margarethes Liebe stark genug wäre, würde sie ihre Bedenken überstimmen.“

„Sie wissen nicht, wie zäh diese Seele an gewissen Punkten festhält. Sie stirbt für einen Grundsatz.“

„Wie schwierig ist es, das Gute zu tun!“ bemerkte Torigny.

„Das Gute, junger Mann, das nicht in den Gesetzen vorgesehen ist, stört die soziale Ordnung, die vor allem auf einem Strafgesetz ruht. Die Gesetze sind von alten Leuten gemacht worden, die einerseits ein Ideal verfochten, andererseits durch eine lange Erfahrung Zweifler geworden waren. Fragen Sie ein Kind nach den Tugenden und den Lastern. Es wird mehr von diesen wissen. Man erzieht es, indem man es einschränkt. Es weiß immer zuerst, was verboten ist.“

„Sie verwirren mir meine Gedanken,“ rief Torigny.

„Ach was,“ erwiderte Sernhac „Ihre Gedanken sind noch nicht in Ihrem Kopfe zuhause. Sie kommen und sie gehen. Bevor man vierzig Jahre alt ist, hat man keine Gedanken, nur Eindrücke. Die Lebhaftigkeit muß sich erst beruhigen, damit die Er-

fahrung wie ein Lazarettgehilfe die Toten aufliest und die Verwundeten pflegt; ich meine, die armen Vorstellungen, die das Leben in Stücke geschlagen hat."

VIII.

„Wie ich sie kennen gelernt habe?“ antwortete Margarethe auf eine Frage des André. „Auf meinen ununterbrochenen Reisen.“

„Sie haben nur diese drei Vertrauten?“

„Ich habe vier, sagte sie mit einem lieblichen Lächeln, das André in der Seele wohltat, und es sind vier Franzosen! Mein Vater zog die französische Sprache jeder anderen vor, und ich habe das Glück gehabt, aus ihr die Sprache meiner Freundschaft zu machen, um einen Ausdruck von Karl V. zu gebrauchen. Ihr Franzosen versteht sofort, und Ihre Offenheit gibt den geringsten Beziehungen einen besonderen Reiz: Sie haben übrigens Gewinn davon, daß ich den Franzosen schätze. Einen Kandidaten anderer Rasse hätte ich nicht so leicht in meinen Verkehr gelassen. Ueber meine drei Freunde habe ich mich nie zu beklagen gehabt. Jeder hat damit angefangen, daß er mir seine Liebe erklärte, und jeder ist, nachdem ich ihm mein Schicksal anvertraut habe, herzlich, sogar zärtlich geblieben, während er scheinbar murrte.“

„Wen haben Sie zuerst getroffen?“

„Cravant! Es war in Florenz, im Garten Boboli. Mir folgte oder vielmehr mich verfolgte ein großer Teufel von einem kleinen Fürsten, der als schöner Mann bestimmt zu sein glaubte, meine Eroberung zu machen. Cravant sah meinen Aerger, trat an mich heran und sagte mit Nachdruck und Ehrerbietung: „Gnädige Frau, ein Narr verjagt den andern. Wollen Sie meinen Arm annehmen, um sich von dem Schatten zu befreien, der Ihnen folgt?“ Und der Ton seiner Stimme war so, daß ich seinen Arm annahm.“

„Was machte er in Florenz?“

„Was er überall macht: er vertrieb sich die Zeit. Er lebt von einer Rente, beinahe arm, und mit einer so schönen Unabhängigkeit!“

„Was ist er in der Gesellschaft?“

„Rentier, ein kleiner Rentier. Er muß sich früher einmal einem Ehrgeiz oder einer Begeisterung hingegeben haben; aber er spricht nicht davon. Er hat sich mit der Politik befaßt, denke ich.“

„Und Serniac?“ fragte André.

„Er hat einige Ländereien im Land des Mistral, die seine Frau ihm vererbte. Er war Oberlehrer und ist nichts. Tessones schließlich habe ich im Speisewagen getroffen. Er hat mich wie Cravant von einer Verfolgung befreit. Sobald ich mich in Frankreich aufhalte, rufe ich sie, und sie kommen alsbald, immer getreu. Ich bilde für sie ein sicheres und starkes Band. Und seitdem die drei Freunde überzeugt sind, daß Sie, Herr Torigny, mich verehren, hat ihre Haltung sich verändert.“

„Wen ziehen Sie vor?“

„Ich stelle sie einander gleich: Sie sind alle in gleicher Weise verdient, und ich könnte nicht wählen, ohne ungerecht zu sein. Ich habe mehr Vertraute als eine Königin der Tragödie, ich habe vier.“

„Es fehlt der König, oder der Held,“ sagte Andreas.

„Es fehlt die Freiheit: ich bin die Gefangene einer Pflicht.“

„Eines Bedenkens!“

„Lassen wir das. Wie lange bleiben Sie in Perros?“

„Ich kann bis Ende September bleiben. Und Sie, welchen Himmelsstreich werden Sie aufsuchen, Frau Margarethe?“

„Alle Himmel sind düster, wenn sie sich nicht in geliebten Augen spiegeln. Das Herumreisen widerspricht meiner Natur, die für Häuslichkeit geschaffen ist, durchaus; ich setze mich der Neugier, der Begehrlichkeit aus, während ich verschleiert, fern von profanen Blicken leben möchte.“

Ohne Uebergang wechselte sie das Thema:

„Sie werden ein guter Gatte sein, Herr Torigny: Sie sind ernst und milde, aufmerksam und diskret.“

Der junge Mann lächelte.

„Schließen Sie nicht aus dem Ton, den ich Ihnen gegenüber anschlage, auf die Art, in der ich mit meiner Frau verkehren werde. Ich werde zärtlicher sein, aber ich werde auch mehr ich selbst sein und bestimmter auftreten. Statt mich selbst unterzuordnen, gedenke ich zu herrschen, milde, aber beständig. Sie können nicht wissen, was ich sein werde, wenn Sie mich nur hier sehen.“

„Um so schlimmer! Ich liebte es, mir einen André Torigny vorzustellen, der in der Häuslichkeit ebenso köstlich sein würde wie in der Freundschaft.“

„Was ich für Sie empfinde, Frau Margarethe, unterscheidet sich von der Freundschaft.“

„Bedenken Sie wohl, was Sie sagen!“

„Es ist Eifer, ein glühender Eifer. Ich möchte Sie ruhig und glücklich machen, ohne daß ich einen Augenblick daran denke, an dieser Ruhe und diesem Glück teilzunehmen. Ich wünsche Ihnen alles Gute, ohne etwas von Ihnen zu wollen. Wenn ich nicht empfände, daß sich zwischen uns eine unübersehbare Schranke erhebt, die nicht Ihre Ehre ist, sondern Ihre Natur, wenn ich Sie als ein Weib ansähe, das meine Brant werden könnte, würde ich ein verlorener Mann sein. Denn ich entspreche nur einigen Stunden Ihrer Melancholie. Für einen kleinen Kandidaten ist es nicht so dumm, Ihr Wesen begriffen zu haben und Sie zu bewundern, ohne Sie zu lieben. Ihre drei Freunde sind sicher nicht so weise gewesen wie ich, und sie hätten es sein müssen. Wenn ihre geistige Ueberlegenheit sie Ihnen nähert, ihr Alter entfernt sie wieder. Ich, weil ich nichts von einem Denker habe, jene, weil sie keine Jugend mehr besitzen: wir sind um Sie wie Wächter um ein goldenes Kunstwerk, mit dem Unterschied, daß wir das Meisterwerk verehren. Das Gefühl, das die Ritter früher für die Königinnen hatten, gleicht meinem Gefühl. Das ist die ganze Seelenkunde, die ich aufbringe.“

Ein Schweigen entstand, dann fügte Torigny hinzu:

„Sie denken, das Mädchen aus der Provinz, das ich heriaten werde, muß mir fade vorkommen; indem ich mich an Sie erinnere, werde ich meine Freuden trüben? Nein! Nicht mehr, als wenn ich mich an eine Venus des Titian erinnere; so wenig wie das Bild der Kleopatra, der Herodias, der Königin von Saba oder der Recamier mich wirklich besuchen kann. Sie sind größer als ich, zu groß für mich, geistig und leiblich. Darum kann ich mich Ihnen nähern, ohne daß mir schwindlig wird. Ich bin bereit, Ihnen wie ein Vasall zu dienen, aber nicht fähig, Sie zu lieben. Die Liebe entsteht zwischen zwei Menschen, die einander gleich sind, oder macht die, welche einander lieben, gleich, lehrt ein Sprichwort, und wir sind ungleich; und wenn Sie sich nicht beugen, und wenn ich mich nicht erhebe, werden wir nicht gleich.“

„Wenn unsere Freunde Sie hörten, Herr Torigny, würden sie einen würdigen Rivalen anerkennen.“

„An ihrer Seite, Frau Margarethe, besitze ich keine Eitelkeit.“

IX.

Im Strandhotel war das Diner zu Ende; die Kinder, von der scharfen Luft eines am Strande ver-

brachten Tages berauscht, wurden müde; ihre Augen füllten sich mit dem Sande des Märchens.

Die Schelle eines Wagens, der unter den Fenstern hielt, erregte die Aufmerksamkeit. Diese Ankunft entsprach keinem Zuge von Lannion: die müßigen Gäste sahen vom Tische auf, als sich die Tür öffnete.

Der Reisende war geeignet, die Welt eines kleinen Ortes neugierig zu machen. Sehr groß und von martialischem Aussehen, überblickte er mit einem gleichgültigen und harten Auge die Anwesenden, setzte sich ans Ende des Tisches und wartete, daß man ihn bediente, ohne die hartnäckige Belagerung der Blicke zu beachten.

Torigny empfand eine instinktive Regung von Antipathie. Der neue Gast war jung, aber das aufgedunsene Gesicht, die schwer gesackten Augen, die schlaff hängende Unterlippe deuteten auf vorzeitiges Altern: infolge von Krankheiten oder Ausschweifungen.

Er goß sich ein großes Glas Wein ein, das er mit einem Zug hinuntergoß; dann ein zweites. Nach der Suppe leerte er die Flasche und verlangte eine neue. Diese Art zu trinken und besonders seine Gebärden verrieten einen rohen, heftigen Charakter, dem Unmäßigkeit zur Gewohnheit geworden war.

Die Pensionäre hatten aufgehört, ihren Zwieback zu knabben. Sie blieben, um den rätselhafte Esser ungezwungen betrachten zu können.

Er schien ganz in seine unbekanntenen Gedanken versunken und aß schnell und viel.

Eine dritte Flasche wurde vor ihm gestellt: ein Aergernis für die Badegäste.

Torigny, der sich gewöhnlich beeilte, die Villa aufzusuchen, konnte sich nicht entschließen, seinen Stuhl zu verlassen. Der Fremde war größer als Margarethe, und diese Aehnlichkeit in der Statur quälte den jungen Mann ebenso wie das Gepräge eines geschmeidigen und fast anmutigen Soldatentums, wie es den österreichischen Offizieren eigen ist.

Die niedrige Stirn des Genießers und Hinterlistigen mit ihren dicken Brauen flöbte auf die Dauer Mißtrauen ein. Der Mann war einst schön gewesen. Sein Verfall hatte sich ohne Zweifel in sehr kurzer Zeit vollzogen. Der Gedanke an einen Besiegten, der sich nicht ergeben will, wurde wach und beunruhigte.

Mit Ueberlegung ging der junge Mann an seine Prüfung; durch einzelne indirekte Blicke suchte er diese harte Maske zu durchdringen.

Der Unbekannte kannte niemand in Perros-Guirec. Er kam weder seiner Gesundheit wegen noch als Tourist.

Torigny las einen Entschluß auf dieser kurzen Stirn, einen wichtigen Entschluß, der den Lauf eines Lebens bestimmt. Dieses unvermutete Kommen deutete auf einen privaten Zweck, nicht auf eine geschäftliche Angelegenheit. Indem er das letzte Motiv ausschaltete, kam der junge Mann dazu, diesen Reisenden für verhängnisvoll zu halten.

Diese Schlußfolgerung mußte er durch ein Zeugnis bestätigen lassen.

Er suchte den Wirt in seinem Kontor auf, traf ihn aber nicht an. Die Dienerschaft war beim Essen; der Wagen war alsbald wieder zurückgefahren. Er nahm den runden Hut vom Kleiderriegel: der frug eine Pariser Marke, aber keine Initialen.

Die Taschen des Ueberziehers wagte er nicht zu durchsuchen.

Doch er blieb bei seinem Vorhaben:

Auf dem Schild dieses Mannes muß etwas Dunkles gemalt sein, sagte er sich.

Ein Vorwand, um mit den Dienstboten plaudern zu können, fuhr ihm durch den Kopf: er mußte sein

Rad instand setzen. Seit seiner Ankunft hatte er es nicht mehr angerührt; es konnte etwas Oel brauchen.

Die mondlose Nacht badete das Hotel in dichtem Schatten: dumpf brach das steigende Meer seine langen Fluten an den Klippen.

Torigny ging ums Hotel herum und kam vor die Küche; die Kellner beendigten ihre Mahlzeit.

Er blieb an der Tür stehen und rief dem, der sein Zimmer besorgte, zu:

„Hermann, wenn Sie fertig sind, helfen Sie mir meine Maschine putzen; ich werde vielleicht morgen sehr früh aufbrechen.“

„Wohl zum Fest in Treguier,“ sagte der Kellner. „Ich nehme eine Lampe und komme.“

„Er trinkt nicht schlecht, der Herr, der vorhin angekommen ist,“ flüsterte Torigny.

„Er hat mich gefragt, wo die Möwenvilla sei und ob dort Gäste wären.“

Torigny war sprachlos; der andere fuhr fort:

„Bei Frau Jedlesee, wohin Sie des Abends gehen. Dort hat er zu tun. Er hat eben um Schreibzeug gebeten und zugleich um eine Flasche Rum.“

Hermann versah sich mit einer Lampe. Torigny folgte ihm in den Schuppen, und sie begannen das Rad zu putzen, während sie plauderten.

„Hatte er Gepäck, der Reisende, der so stark trinkt?“ fragte Torigny.

„Ja, eine schöne Reisetasche, mit einem Schild aus Kupfer, in das eine Krone graviert ist.“

„Eine Krone?“ fragte der junge Mann.

„Wie Sie schwitzen, Herr Torigny; lassen Sie, machen Sie sich nicht müde. Nach dem Essen taugt es nicht, sich zu viel Bewegung zu machen.“

„Man müßte denn trinken wie der neue Gast,“ sagte Torigny, während er aufstand und sich die Hände trocknete.

„Er scheint aus Kommandieren gewöhnt zu sein, dieser Herr; es muß ein Offizier sein,“ sagte der Kellner noch.

„Wer kräftig kommandiert, zahlt gut! Er wohnt auf Ihrem Stock, Hermann? Da werden Sie ein schönes Trinkgeld bekommen.“

„Nein, er wohnt auf Zimmer 36, vier Türen hinter Ihnen, nach vorne hinaus. Er hat eine schöne Reisetasche aus bestem Leder; sie muß noch im Kontor stehen!“ sagte der Kellner, die Maschine putzend.

„Ich lasse Sie jetzt allein fertig werden, Hermann. Und er reichte ihm einen Franken.“

„Das war nicht der Mühe wert,“ Herr Torigny. „Allerdings!“ antwortete der junge Mann.

Im Kontor sah er eine reiche Tasche aus Schweinsleder in einem Winkel stehen; an ihrer Seite glänzte ein kleines Schild aus Kupfer. Die Krone mit elf Perlen krönte ein Wappen: horizontale Querbalken oder Querstreifen mit drei durchbrochenen Rauten oder Bandstreifen im Schildhaupt.

„Wenn dieses Wappen das des Görtz ist, bleibt kein Zweifel mehr übrig, und Margarethe schwebt in der größten Gefahr. Der Schild, das heißt das ruhige Feld der Gegenwart, wird sich mit einer furchtbaren Gestalt bedecken, welche die Bewohner der Villa versteinern wird. Ein Plan der Vorsehung geht in Erfüllung, indem sie mich die Anwesenheit dieses Schurken so früh entdecken läßt, da sich seinen Anschlag vereiteln kann. Doch werde ich mich hüten, Frau Margarethe durch eine schroffe Enthüllung zu erschrecken. Erstens: ist der antipathische Fremde Görtz ähnlich? Zweitens: ist dieses Wappen sein Wappen? Das ist das letzte und entscheidende Element der Untersuchung.“

Mit diesen Gedanken folgte er dem Pfad der Zollwächter; an der Stelle, wo der Weg so schmal wur-

de, daß zwei Menschen nicht aneinander vorübergehen konnten, glitt sein Fuß aus, und er sank in die Knie. Er blickte in den Abgrund, der sich in Folge der Dunkelheit dieser Nacht ins Ungeheure vertiefte; ein Fall achtzehn bis zwanzig Meter auf die Klippen, welche die Flut bei jedem Steigen des Meeres bedeckte, mußte sicherlich tödlich sein.

Augenblicklich stieg das Meer, mächtig und langsam.

In der Villa drückte er den Fremden die Hände und dann näherte er sich Margarethe so ruhig, wie ihm seine Befangenheit erlaubte.

„Ich möchte Ihnen einen Traum erzählen; aber er ist so kindlich, daß ich ihn nur Ihnen sagen kann: Wollen Sie ihn auf dem Balkan hören?“

„Wie es Ihnen beliebt,“ erwiderte sie.

„Ich habe von einem sehr großen Manne geträumt, der wie ein Offizier aussah: er hatte blaue Augen mit Tränensäcken; blonde Haare, gekräuselt, aber ziemlich lang; die untere Lippe hing herab; er schien, obwohl jung, durch Laster gealtert zu sein. Er hielt inne.

„Und?“ fragte sie.

„Er schrieb einen Brief und er setzte Ihren Namen auf den Umschlag.“

„Und dann?“

„Wie war Ihr Gatte? Gleich er der Person meines Traumes?“

„Görtz ist sehr groß, er hat blaue Augen und blonde Haare, die gekräuselt sind, aber er hat nicht die Male, von denen Sie sprechen: es ist ein sehr schöner Kavalier. Kehren wir zu Ihrem Traum zurück.“

„Ich habe ihn erzählt: weiter war es nichts.“

„Warum haben Sie ihn heute morgen nicht erwähnt, als wir spazieren gingen?“

„Er war mir entfallen, und heute abend ist er mir plötzlich wieder gekommen. Dieses Traumbild gleicht also nicht dem Grafen?“

„Ist seine Karikatur, wenn Sie wollen.“

„Num,“ fragte Cravant, „was ist das für ein geheimnisvoller Traum?“

„Ach, er hat von einem großen blonden Offizier geträumt und hat geglaubt, es sei Görtz.“

Torigny hätte ein Jahr seines Lebens gegeben, um zu erfahren, woran er war. Entweder war der Unbekannte des Strandhotels der Graf Görtz, und dann mußte er Margarethe von der drohenden Gefahr warnen, oder er hatte sich getäuscht, und dann durfte er der jungen Frau keinen unnötigen Schreck einjagen.

Er wollte sich in seiner Bangigkeit den drei Freunden eröffnen, aber keiner von ihnen kannte den Gatten der Margarethe.

„Wie ist das Wappen des Grafen Görtz?“ fragte der junge Mann, als sei es ein plötzlicher Einfall.

„Blaues Feld mit goldenen Balken und drei Bandstreifen im Schildhaupt,“ sagte Tessones.

„Ich sehe es nicht gut,“ sagte Torigny.

„Wo ist das Papiermesser?“ fragte Margarethe.

„Alles kommt hier fort: erst verschwindet das Porträt, dann . . . Ach, hier ist es.“

Sie reichte Torigny das Elfenbeinmesser; der näherte sich dem Balkon und erkannte die horizontalen Linien wie die durchbrochenen Rauten wieder.

Der junge Mann konnte nicht sprechen und segnete die Dunkelheit, die seine Blässe nicht sehen ließ.

„Herr Cravant,“ flüsterte er, ich möchte Ihnen ein Wort sagen, ohne daß es jemand bemerkt.

„Mein Freund, Sie sind heute abend so aufgeregt wie eine Tarantel. Sie sind krank. Was bedeutet dieser Traum, und dieses Kommen und Gehen, und dieses geheimnisvolle Wesen?“

Durch die Zähne flüsterte André:

„Könnte man Frau Margarethe bewegen, uns einen Augenblick allein zu lassen? Ich muß Sie alle drei sprechen, ohne daß sie es weiß . . . Die Sache ist ernst . . . so ernst, wie sie nur sein kann.“

Noch zweifelnd, aber schon beunruhigt, sagte Cravant zu der jungen Frau:

„Wollen Sie so gut sein, uns diese Evokation von Balakirew zu spielen . . .“

„Die Noten sind nicht da. Ich muß sie suchen.“

„Wollen Sie so freundlich sein?“

„Sie möchten gerade das hören?“

„Ja. Eine Phantasie!“

„Heute abend scheinen mir alle sonderbar zu sein. Nun, ich will Ihnen den Gefallen tun.“

Sie ging und rief ihre Zofe, daß sie ihr leuchte.

Torigny sagte einfach:

„Görtz ist in Perros.“

Cravant rief mit einem Wink die beiden andern.

Torigny wiederholte:

„Görtz ist in Perros.“

In dem Schweigen war das Atmen der vier Männer zu hören.

„Der Beweis?“ fragte Tessones.

„Ich habe einem Manne gegenüber gespeist, der dem Signalement des Grafen entspricht; er hat gefragt, ob Frau Jedlesee Gäste habe; er schreibt in dieser Stunde einen Brief, den er jeden Augenblick bringen kann.“

„Sind Sie sicher, daß es es ist?“

„Auf seiner Reisetasche ist eine Krone und ein Wappen, und dieses Wappen ist identisch mit dem des Papiermessers.“

Margarethe kehrte zurück, die Noten in der Hand.

„Was ist das für ein Komplott?“ fragte sie, als sie die Männer die Köpfe zusammenstecken sah. Sie sind heute abend wirklich seltsam, meine Herren.

Tessones zündete die kleinen Lampen des Flügels an und alsbald begann Margarethe aufmerksam die Noten zu lesen.

Jeder hörte nur das Klopfen seines Herzens. Welchen Entschluß fassen? Margarethe warnen, hieß ihr einen tödlichen Schreck einjagen, ihre Kräfte aufbrauchen und sie der Fureht ausliefern! Aber wie ihr die unmittelbare Gefahr verbergen, in der sie sich befand?

Während sie dieses schöne Traumstück spielte schlich der Feind vielleicht um die Villa.

So sehr spannten diese ergebenen, aber unentschlossenen Männer ihre geistigen Kräfte an, daß sich, als das Spiel zu Ende war, kein Wort erhob, weder ein zustimmendes noch ein kritisches. Als Margarethe sich plötzlich umdrehte, war die Haltung ihrer Freunde so anders als gewöhnlich, daß sie den Eindruck von etwas Unvermutetem hatte.

„Es geht etwas vor! Sie ermüden meine Nerven durch diese triste Art. Sprechen Sie.“

„Ich dachte,“ sagte Cravant, „an diese wunderbare Fähigkeit der Harmonie, die unseren Gedanken Flügel verleiht. Eine Dichtung, eine Statue, ein Bild stellen durch die Bestimmtheit ihrer Formen eine beendigte Handlung dar; zwingen den Betrachter, sich dem Gedanken des Künstlers unterzuordnen. Durch seinen unbestimmten Charakter paßt sich das musikalische Werk unserer Träumerei an und belebt sie, färbt sie, verdichtet sie, ohne sie zu ändern. Wir bleiben die Herren unseres Gedankens, während wir hören. Die Musik verändert unseren Seelenzustand nicht, sie verstärkt seine Kraft. Ein Verliebter, ein Ehrgeiziger, ein Denker hätten, Sie hörend, die gleiche Lust gehabt.“

„Hätte ein Schuldiger,“ sagte Tessones, „Gewissensqualen empfunden? Ein Görtz zum Beispiel, hätte er die Stimme der Eumenide gehört? Stößt die

Musik den Schuldigen in die Abgründe des Gewissens?"

„Görtz kannte keine andere Reue als die Wut der Enttäuschungen.“

„Er hat Sie geliebt!“ versicherte Sernhac.

„Die Wahrheit zu sagen, ich weiß es nicht. Mein Vermögen verlockte ihn mehr als meine Schönheit. Sie kennen diese Art Männer nicht, die eine überredende Stimme, ein magnetisches Auge, eine merkwürdige Kenntnis der Verführung besitzen; die die Seele einer Frau umkehren, wie Shakespeares Mark Anton die Seele einer Menge lenkt; die die Empfindsamkeit, die Leidenschaft mit einer Vollendung zu spielen wissen, wie sie das Theater nie gesehen hat.“

„Sie verleumdete zugleich die Macht Ihres Reizes wie die Seele dieses Elenden. Es ist unmöglich, daß er in Ihnen nur den Reichtum gesehen hat.“

„Als er mich in Böhmen aufsuchte, habe ich ihn nur entfernen können, indem ich ihm ein Gut verschrieb, das er alsbald verkauft hat, und ich sehe den Tag kommen, an dem er ruiniert auftauchen wird, um noch mehr Geld für seine Laster zu verlangen.“

„Und an diesem Tage, was werden Sie tun?“

„Ich weiß nicht! Nein, wahrhaftig, ich kann nicht sagen, was ich in seiner Gegenwart tun werde. Ich verwünsche ihn jeden Augenblick: wenn ich ihn aber sehe, falle ich unter seinen furchtbaren Einfluß zurück.“

„Sie dürfen ihn niemals wiederschen.“

„Wenn er mich sehen will, wer wird ihn hindern?“

„Augenblicklich will ich ihm nicht raten, zu Ihnen zu kommen.“

„Das Fenster ist ihm lieber als die Tür, und nichts würde ihn zurückhalten.“

„Das wäre eine unverhoffte Lösung,“ meinte Sernhac. „Man schießt ungestraft auf einen Mann, der nachts durch ein Fenster einsteigt. Das ist der Fall der erlaubten Notwehr, nicht wahr, Herr Torigny?“

„Niemand würde ich auf den Mann schießen, mit dem ich vor Gott eins war.“

„Aber wenn er Sie bedroht?“ rief Sernhac.

„Er würde nicht drohen. Er hat ein besseres Mittel, von mir zu erreichen, was er will. Doch wäre es mir heute abend lieber, wenn man nicht mehr von ihm spricht. Ich bin nervös, und ich finde Sie alle so anders als sonst.“

Sie hätten gern Rat gehalten; ihr Zaudern steigerte sich von Minute zu Minute und wurde schmerzlich. Sie sahen einander heimlich an und sandten sich ein gegenseitiges Geständnis der Ohnmacht.

„Wollen Sie eine sehr originelle Wallfahrt sehen, die der Zulauf von Badegästen und Touristen nicht verdirbt?“ fragte plötzlich Torigny.

„Welche Wallfahrt?“

Der junge Mann zögerte.

„Die von Notre-Dame-du-Matin: sie findet in der Frühe statt. Man müßte in der Nacht aufbrechen.“

„Ich habe noch nie von dieser Notre-Dame sprechen hören,“ sagte Sernhac, der nicht begriff.

„In einem schlechten Wagen durch die Nacht rollen auf holperigen Wegen, das sagt mir nicht zu,“ bemerkte Margarethe.

„Wenn man jetzt abfährt, kommt man noch früh genug an, um sich schlafen zu legen.“

„Das würde mir Spaß machen,“ sagte Sernhac.

„Mir auch,“ erklärte Tessonnes.

„Ich habe in meinem Zimmer eine Karte: sehen wir sie uns an.“

„Tun Sie, was Sie wollen, sagte Margarethe, aber mir widerstrebt diese nächtliche Reise.“

Die drei Männer gingen, um sich miteinander zu verständigen.

André blieb allein bei der jungen Frau zurück.

„Herr Torigny, Sie haben recht seltsame Ideen. Was bedeutet dieser wunderliche Plan?“

Sie wendete sich dem Balkon zu, und André folgte ihr dahin, ohne ein Wort der Erwiderung finden zu können.

„Läßt Ihnen Ihr Traum keine Ruhe?“

„Oh, ich bin jung und für Eindrücke empfänglich, und ich lasse im Schlaf die Echos und die Reflexe des Lebens über mich ergehen.“

„Und weil Sie an mich denken, erleiden Sie dieselbe Plage, die meine Tage belästigt? Wie einen höhnischen und drohenden Dämon sehe ich hinter meinen Wünschen, neben meinen Hoffnungen immer diesen unheilvollen Mann, der seinen dunklen Schatten auf mein junges Herz wirft.“

„Sie müssen sich scheiden lassen, oder er muß sterben!“

„Ich kann mich vor Gott, vor dem Stand der Gnade, vor der Ewigkeit nicht scheiden lassen.“

„Er muß also sterben!“

„Er wird nicht sterben, bevor ich alt bin, und dann bedeutet es nichts mehr! Wenn er noch zehn Jahre lebt, ja nur noch fünf, muß ich auf alles verzichten.“

„Nach dem, was Sie mir anvertraut haben, bedroht Graf Görtz noch Ihren Frieden und Ihr Vermögen. Sie haben mir erzählt . . .“

Margarethe wurde traurig:

„Er ist alles, was man sich an Schlimmem vorstellen kann, und dabei noch Spieler. An einem Abend der Seelenangst, denkt er, werde ich schwach gegen ihn sein, und er wird auftauchen, mit den Worten flehend, in Wahrheit drohend; dieser Mann, der keine Würde kennt, wird die Frau, über deren Leben er Verzweiflung gebracht hat, um Geld bitten. Wahrhaftig, ich bin verhängnisvoll für meine Freunde, ich verwirre ihren Schlaf durch die Gespenster meines eigenen.“

Torigny erwartete jeden Augenblick, daß die Klingel anschlagen und Görtz selber seinen Brief bringen würde. Er war entschlossen, die Anwesenheit des Grafen solange wie möglich zu verbergen.

„Sie sind in Gedanken heute abend, Herr Torigny, Sie sind abwesend, und Sie waren es heute morgen nicht. Was zeigt der Schild jetzt, das er heute mittag noch zeigte?“

„Das Schicksal ist der phantastische Künstler, der der auf dem Schild abmüht, und niemand sieht seine Erfindung voraus.“

Die Klingel der Haustür schlug an mit einem Klang, der das große Schweigen der Villa lärmend unterbrach.

„Zu dieser Stunde, bemerkte Margarethe, wer kann das sein?“

„Ein Bettler, ein Arbeiter,“ erwiderte André.

„Was machen Sernhac, Cravant und Tessonnes mit ihrer Landkarte? Sie brauchten nicht mehr Zeit, um einen strategischen Plan zu entwerfen.“

„Sie rauchen Zigarren, die sie bei Ihnen nicht anzuzünden wagen,“ sagte der junge Mann.

„Aber es sind doch Anhänger der Zigarette!“

„Soll ich nach ihnen sehen?“

Ohne die Antwort abzuwarten, verließ André das Zimmer und sprang die Treppe mehr hinunter, als da er ging; er stieß auf Cravant, und der sagte häßlich:

„Ich habe geöffnet! Er war es! Er hat gebeten, diesen Brief sofort zu übergeben. Ich habe geantwortet, Frau Görtz sei schon schlafen gegangen, und man könne ihr den Brief erst morgen früh über-

geben. Er sah aus wie ein Mann, der zu allem bereit ist. Was tun?"

„Zeigen Sie ihr den Brief nicht: wir sagen, ein Arbeiter habe geläutet.“

Im zweiten Stock öffnete sich die Tür. Die junge Frau war unruhig geworden und wollte sich erkundigen.

André stieg lebhaft die Treppe wieder hinauf.

„Es war ein Arbeiter. Cravant hat ihm einige Sous gegeben.“

Er löschte die Kerzen des Flügels.

„Warum löschen Sie?"

„Ich weiß es wirklich nicht . . . Weil man hier die Gelegenheit hat, im Dunkeln zu plaudern.“

Als sie sich erhob, sagte er:

„Gehen Sie nicht auf den Balkon, es ist zu frisch!“

Sie erstaunte über diese ungerechtfertigte Sorgfalt. Da traten die drei Männer wieder ein.

„Hören Sie, was wir beschlossen haben,“ sagte Cravant; „die Entfernung ist so kurz, daß wir, brechen wir um drei Uhr auf, den Schnellzug von Perros nach Lannion benutzen können; dann kommen wir noch zeitig genug zur Messe, bei der man alle Trachten sehen wird.“

„Für Leuto, die sich über das Pittoreske aufhalten, sind Sie sehr neugierig, Ich verzichte darauf, Sie heute zu begreifen. Doch wenn Sie wirklich diesen Plan ausführen wollen, gehen Sie gleich schlafen: es ist schon zehn Uhr.“

„Wir wollten Sie gerade um die Erlaubnis bitten,“ sagte Tessonnes.

„Und Sie, Herr André, was werden Sie tun?“

„Ich möchte Ihnen noch ein wenig Gesellschaft leisten, wenn Sie es erlauben.“

„Gern, erwiderte sie, aber wenn Sie jetzt nicht schlafen . . .“

„Ich werde heute nacht überhaupt nicht schlafen,“ erklärte er.

Er betrachtete die junge Frau. In ihrem weißen Kleid war sie so schlank, unter ihren blonden Haaren war ihre Hautfarbe so klar, trotz der Einfachheit ihres Benehmens war ihre Anmut so eigenartig, daß sie ihm seltsamer als je erschien und würdig eines hingebenden Kultus. Allein ein sehr reiner und sehr junger Mensch hat solche Gefühle. Sobald das Leben seine traurige Lehre gegeben hat, empfinden die Besten nur Eifer für sich selbst. Torigny betrachtete die Begegnung mit Margarethe als den Roman seines Lebens, das praktisch und bürgerlich sein würde; und er wünschte, daß dieser einzige und kurze Roman mit dem gewöhnlichen gleiche. Wenn er sich an die junge Frau erinnerte, wollte er zugleich an einen André Torigny denken, der auch fähig war, eine große und schöne Rolle zu spielen, und der auch einmal seinen Wert erprobt hatte.

Dieser Ehrgeiz, zu Ehren der Fremden die Rittersporen anzulegen, steigerte sich in wenigen Augenblicken bis zur Begeisterung; und als ob dieser geheime Gedanke auf die junge Frau wirke, sie würde noch annütiger. Ihre Vertraulichkeit entwickelte sich in unmerklichen Nuancen, die kaum die Bewegung des Augenlids oder die Beugung der Stimme anzeigten.

In gewissen unvergeßlichen Augenblicken, die kein Wille schafft, und die aus fernen und unbekanntem Ursachen kommen, entsteht zwischen zwei Wesen eine Harmonie von unsagbarem Reiz. Weder die Unruhe des Verlangens noch die Hintergedanken des Stolzes verwirren diese heilige Uebereinstimmung, die das wahre Lied ohne Worte ist.

Sie schwiegen weiter und waren doch aufmerksam wie im lebhaftesten Gespräch. André blickte sie an, sie blickte in die Nacht hinaus, wo das Meer in regelmäßigen Wiederholungen seine laute Stimme erhob.

Diese Träumerei zu zweien weckte ein Bedenken bei der jungen Frau; sie wandte sich zu ihm.

„Ach Sie müssen ruhen; machen Sie sich's bei meinen Freunden bequem: Cravant hat in seinem Zimmer ein großes Kanapee. Gute Nacht, Herr André.“

Sie ging in ihr Zimmer, das eine Ecke des Hauses einnahm und sowohl auf den Straud wie auf die Straße sah.

Torigny ging zu den drei Freunden, die ihm das von Götz gebrachte Schreiben reichten. Er las, überrascht von der Häßlichkeit der Schrift: sie war durch dicke Striche, die Kleckse gemacht hatten, wie zerhauen.

Meine immer noch geliebte Margarethe, ich habe sehr gegen Gott und gegen Dich gesündigt. Ich glaube an seine Barmherzigkeit, und ich bitte um Deine. Kann ich mir schmeicheln, daß Du in Deinem Herzen noch eine Zuflucht bewahrst für den, welchen Du geliebt hast, und der unwürdig war; für den, der Dich mehr als je liebt und den der Schmerz besser gemacht hat?

Das Leben hat mich gezüchtigt; ich habe meinen militärischen Rang wegen unbezahlter Schulden verloren; ich habe nur noch die Pension, das heißt, kaum das Brot.

Wirst Du es dulden, daß der Mann, den Du geliebt hast, der Dir eine so edle Hingebung eingefloßt, dessen Herz an Deinem Herzen geschlagen, der Deine Küsse empfangen hat, auf die Straße gestoßen wird und vielleicht als Verbrecher endet?

Mit meinen Mitteln bin ich zu Ende, und ich weiß mir nicht mehr zu helfen. Ich habe meinen letzten Baum und den letzten Familienschmuck verkauft, um zu Dir zu kommen. Wenn Du mich zurückstößt, kann ich nichts mehr vom Leben hoffen, und ich werde mir vor Deiner Tür eine Kugel durch den Kopf jagen. Das wird die höchste Sühne sein.

Du bist so groß; willst Du mich retten? Willst Du in Gnaden den Reuigen aufnehmen, der sich an die Brust schlägt; den verlorenen Sohn, der von Gewissensqualen geschüttelt, heilige Vorsätze faßt?

Gewisse Menschen enthalten eine Summe von Ausschweifung und Schändlichkeit; solange sie die nicht erschöpft haben, sind sie eine wirkliche Landplage. Doch ein Tag kommt, an dem ihre Verderbtheit zu Ende ist. Wenn die Tugend Grenzen hat, hat sie auch das Laster. Ich bin mit meiner Schändlichkeit fertig; ich habe keine Verruchtheit mehr. Willst Du noch einmal den Versuch machen, das Leben mit mir aufzunehmen? Wie sollte ich es wagen, mich wieder unwürdig zu zeigen, wenn Du mir diese höchste Erbarmen erweist?

Deine erste Regung wird Entrüstung sein. Diese Regung ist berechtigt.

Aber überlege Dir unsere Lage. Du bist verheiratet, ohne einen Gatten zu haben: Dein Glaube verbietet Dir, die Trennung in eine Scheidung zu verwandeln; so scheint Dein Leben beendet zu sein, obwohl Du erst fünfundzwanzig Jahre alt bist. Ich, ich habe mir meine Karriere verdorben, ich bin ruiniert. Wie tief werde ich sinken, wenn Du mir nicht mehr die Hand reichst.

Mir ist nicht zu verzeihen, ich weiß es: aber ich habe schon so viel Tränen gekostet, daß sie nicht vergebens geflossen sein dürfen. Du bist des irrenden Lebens müde: stellen wir unser Heim wieder her. Ich bin ein neuer Mensch, ich habe gelitten, und ich werde Dich nicht mehr leiden lassen.

Denke nicht an den Abend in Böhmen, wo ich unter meiner Würde gehandelt habe. Fürchte nicht, daß ich um Geld bitte. Mitleid brauche ich.

Wenn Du mich zurückstößt, werde ich mich vor Dir töten: dazu bin ich entschlossen.

Ohne Hilfsmittel, ohne Freunde, ohne Zukunft, komme ich auf den Knien und mit gefalteten Händen; ich will mich Deiner Gerechtigkeit ausliefern, aber laß mich auf Deine Güte hoffen.

Margarethe, Du bist eine edle Frau, Du bist schön wie ein Engel, Du hast das Herz einer Heiligen, denke an den strahlenden Tag, an dem Gott unsern Bund segnete.

Das Sakrament bindet Dich an mich Elenden: das Sakrament ist nicht aufzuheben; selbst als Sünder bin ich Dein Gatte, solange ich lebe. Denke daran! O heilige Frau, die ich nicht meine Frau zu nennen wage, sei barmherzig!

Heilige Elisabeth, heilige Margarethe, bitte für mich, heben ihr.

André schloß:

„Wenn ich nicht das Gesicht des Menschen in dem Augenblick beobachtet hätte, in dem es frei von Zwang war, könnte ich an diese Bittschrift glauben. Er hat nicht nur Rang und Geld verloren, sondern auch die Gesundheit. Er fühlt sich am Ende aller seiner Kräfte, selbst der körperlichen, und es ist möglich, daß eine Wahrheit in seinen Worten liegt. Prüfen wir, bitte, was dieser ruinierte Mann für Frau Margarethe bedeutet.“

„Die Prüfung ist gemacht,“ rief Seruhae aus.

„Wir nehmen es also auf uns, diesen Brief zu verbrennen?“ sagte Torigny.

Und er näherte ihn der Kerze.

Tessonnes hielt seine Hand zurück.

„Einen Augenblick! Haben Sie das Recht, wie ein Vater, wie ein Vormund zu handeln?“

„Ich habe Sie gebeten, zu prüfen, was dieser Mensch künftig für Frau Margarethe bedeutet. Sie haben mir gesagt, die Prüfung sei geschehen. Wenn Sie den geringsten Zweifel hegen, daß eine Versöhnung unheilvoll ist, sind wir schon der Vermessenheit schuldig, und wir müssen uns beeilen, diesen Brief der Empfängerin zu übergeben.“

„Sie werden sehr gebieterisch, mein Freund,“ bemerkte Cravant. „Man zögert ein wenig, wenn man für einen andern etwas entscheiden soll, und ich weiß nicht, wo Sie Ihre Sicherheit hernehmen. Sie entscheiden wie ein junger Mann.“

Torigny wiederholte entschlossen:

„Der Brief muß also abgegeben oder vernichtet werden.“

„Er wird einen zweiten schreiben: was hat es also für einen Zweck, ihn zu vernichten?“

„Ob jetzt sofort oder in zwei Tagen, die Lektüre wird auf Frau Margarethe einen Eindruck machen, der nur schaden kann.“

Er wendete sich an Cravant:

„Als Sie die Tür öffneten, haben Sie ihn ansehen müssen. Sah er aus, als bedrücke ihn Gewissensqual; sah er demütig, reuevoll aus?“

„Er sah finster aus, gefaßt auf alles, fähig zu allem.“

Torigny fuhr fort:

„Wer auf seinen Zügen sehen läßt, daß er auf alles gefaßt und zu allem fähig ist, wird er sich damit begnügen lange Reden zu schicken, auf die man nicht antwortet? Er gleicht denen, die durchs Fenster einbrechen, dem Dieb der Ehre oder dem Dieb des Geldes. Hat sie Ihnen nicht das Attentat erzählt, das er in Böhmen versucht hat? Er will Geld haben, und da er seinen Reiz als schöner Mann verloren hat, will er viel Geld haben: das ist sein letzter Versuch. Man braucht nur Margarethes Aensserungen zusammenzustellen, um zu wissen, daß sie sich rühren lassen und ihrem früheren Gatten einen Teil ihres Vermögens hingeben wird. Ich fürchte sogar noch andere Wirkungen seines Kommens, die ernster sind. Aus Respekt vor ihr, die wir lieben,

will ich nicht aussprechen, was ich fürchte. Was in Böhmen stattgefunden hat, wird sich in Perros wiederholen. Er hatte einen Brief an der Tür abgegeben; sie antwortete nicht; er kam durchs Fenster ins Haus. Die Nacht wird nicht vergehen, ohne daß wir etwas weiteres von dem Oesterreicher hören. Da er die Gäste nicht kennt, hat er es nicht gewagt, offen einzudringen: aber überlegen Sie. Er schleicht ums Haus. Die Fenster des zweiten Stocks haben keine Läden: er wird Frau Margarethe in ihrem Zimmer sich bewegen sehen. Sieht er, wie sie in aller Ruhe ihre Toilette für die Nacht macht, muß er daraus schließen, daß der Brief nicht abgegeben ist; dann wird er sich auf andere Weise bemerkbar machen.“

„Die Ueberreizung nährt in Ihnen die Fähigkeiten eines Romandichters. Sie sind phantasievoll, scharfsinnig gewesen; Sie haben das Ungewöhnliche einer Physiognomie geahnt, den Mann mit erstaunlicher Sicherheit identifiziert; wir schätzen Sie deshalb. Doch gehen Sie zu schnell vorwärts, wenn Sie den Grafen schon im Zimmer seiner Frau sehen, wie er eine Unterschrift erpreßt. Margarethe braucht ja nur zu rufen,“ versicherte Tessonnes.

„Würde sie rufen?“ fragte Torigny. „Ihm gegenüber muß sie null und nichtig sein. Er ist nicht der Mann, der unser Eingreifen gutwillig hinnimmt. Wir werden uns alle vier auf ihn werfen; wir werden ihn vor ihr niederstrecken, während sie es für ihre Pflicht hält, ihm zu schützen. Darum darf Margarethe ihren Gatten nicht sehen, und wir würden sie verraten, wenn wir die Begegnung zuließen.“

„Er hat kein Recht, ins Haus zu dringen,“ sagte Tessonnes.

„Recht! Als ob vom Recht in der Bretagne die Rede wäre, und noch dazu bei einem solchen Manne. Es ist eine Frage der Kühnheit! Wenn er nicht schon hier ist, so liegt das nur daran, daß man ihm im Strandhotel gesagt hat, es seien drei Gäste anwesend. Aber diese Gäste sind in ihren Zimmern, und Margarethe ist allein; wenn es ihr gefällt, ihr Fenster zu öffnen, die Gäste sehen nichts davon.“

„Diese Situation macht mich irre, und ich sehe nicht, wie wir uns zu verhalten haben,“ erklärte Cravant.

„Arme Margarethe! Welches Erwachen morgen früh! Denn man wird ihr doch sagen müssen . . .“

„Vor morgen wird etwas geschehen,“ versicherte Torigny.

Sie schwiegen eine lange Weile, da sie über eine so dringende Gefahr keine unnützen Worte wechseln wollten.

Da erklang plötzlich das Lied Siegfrieds, das stolze und fröhliche Lied, der Hornruf mit Ausdruck gepfiffen, in dem nächtlichen Schweigen. Die Virtuosität des Pfeifens war erstaunlich, und etwas Gebieterisches lag darin.

In einer dunkeln Nacht, fern vom Flecken, weit vom Hotel, am Fuße dieser einsamen Villa, konnte dieses Pfeifen nicht zufällig sein, noch von einem gewöhnlichen Wanderer kommen.

Torigny hatte sich mit einem plötzlichen Satz des Schreckens erhoben. Graf Görtz kündigte seine Anwesenheit und auch seinen Willen an. Etwas Tragisches mußte sich vorbereiten. Margarethe war sicher wach geworden. Doch das Haus blieb still. Der junge Mann hielt Görtzens Brief an die Flamme der Kerze; als er nur noch schwarze und geschrumpfte Asche in den Fingern hielt, blickte er alle drei an.

„Löschten Sie alles,“ sagte er gebieterisch. „Furcht ist eine unnütze Qual. Was sein muß, sei, und zwar sofort. Ich stelle mich auf dem Treppenaussatz auf, um zu hören, was unsere Freundin machen wird, um sie, wenn nötig, zu beruhigen.“

Als er ins zweite Stockwerk gekommen war, lehnte er sich ans Geländer und wartete, während ihm das Herz in der Brust klopfte.

Näher, stärker erklang das Pfeifen zum zweiten Male, das heroische Motiv wiederholend, das einen bestimmten Sinn zwischen dem Grafen und seiner Frau haben mußte. So hatte er ohne Zweifel während der wenigen glücklichen Monate der Ehe seine Rückkehr angekündigt.

Torigny kannte das Wagnersehe Meisterwerk nicht, aber der kühne, siegesgewisse Charakter dieser Musik schien ihm ein Befehl oder eine Herausforderung zu sein.

Plötzlich öffnete sich Margarethes Tür. Sie erschien im Nachtgewand, die Arme nackt, die Haare aufgelöst, die Augen vergrößert, ohne Stimme, ohne Kraft, erschrockener als wenn ihr Bett in Feuer stände.

Sie ergriff Torignys Hände und drückte sie mit dieser Kraft, welche die Angst überträgt, und flüchtete sich zitternd an ihm heran.

Er führte sie in den Salon, setzte sie in einen Sessel und kniete vor ihr nieder.

Sie schien ihn nicht zu sehen; ihre Lippen bewegten sich, ohne einen Ton herauszulassen; aus ihrer wogenden Brust löste sich ein schwerer Seufzer wie ein Röcheln.

Sie zitterte unaufhörlich und beinahe rhythmisch, ihre nackten Füße stießen den Boden in ungleichen Pausen. Ihr Schrecken zeigte sich in krampfartigen Erscheinungen; die furchtbar anzuschauen waren.

Man kann nicht mehr leiden, wenn man stirbt, dachte Torigny.

Auf seinen Knien liegend, betrachtete er mit Schmerzen diese edle Frau, welche Einbildungskraft wäre nicht verwirrt worden von so viel Angst zusammen mit so viel Schönheit!

Ein Engel, verfolgt von einem Dämon, ein Ariel, belauert von einem Caliban! Ein reicher Geist im Kampfe mit den Verfolgungen der Hölle: so erschien Margarethe dem jungen Manne.

Sie retten? Er wollte sie retten, weil sie schön, unschuldig war. Er wollte es ohne andere Hoffnung, als ihr eine unauslöschliche Erinnerung zu lassen und sich abends bei den trockenen Studien seines Berufes sagen zu können: Auch ich bin romantisch gewesen, und ich bin edelmütig gewesen: ich habe die schönste Frau getroffen, und ich habe sie gerettet. Wo sind die Männer von Welt, wo sind die eingebildeten Egoisten, die das getan haben?

Ein ungewöhnliches Geräusch, gleich dem Fallen eines Steines, der Glas eingeschlagen hat, zerriß die Stille der Villa.

Margarethe richtete sich auf, mit beiden Händen nach dem Herzen fassend, als sei es zersprungen. Torigny eilte über den Flur und trat entschlossen ins Zimmer. Am Fuße des Bettes, auf dem Parkett aus weißem Holz lag ein Kieselstein. Er bemerkte die zerbrochene Scheibe. Der Stein war nur das Mittel gewesen, ein Billet hineinzuworfen. Er kroch auf allen Vieren herum, ohne es zu finden; schon wollte er das Suchen aufgeben, als er unter dem Fenster ein zusammengefaltetes Stück Papier bemerkte: er hob es auf, richtete sich etwas in die Höhe und sah hinaus. Die hohe Silhouette des Grafen erhob sich, zehn Schritte entfernt, gebieterisch und fragend. Ihre Haltung zeigte Entschlossenheit.

André entfaltete das Papier und suchte es zu lesen. Es war mit Bleistift geschrieben, und die Nacht war dunkel. Er verließ das Zimmer, ohne auf diesen Duft zu achten, der ihm im Hotel so entzückt hatte, als die Tasche ihn ausströmte.

Er zündete so lange Streichhölzer an, bis er dies entziffert hatte:

„Ich muß Sie heute nacht sprechen; ich habe Sie schlafen gehen sehen; Sie haben mich gehört, Sie wissen, daß ich da bin, und daß Ihre Gäste mich nicht hindern würden, einzudringen. Es ist vorzuziehen, daß ich Sie ohne Kampf oder Skandal sehe. Ich werde in einer Stunde zurückkehren, und ich hoffe dann die Tür offen zu finden. Es handelt sich um Ihren Frieden wie um mein Heil. Sie wissen, daß mich nichts zurückhält, wenn ich will; und ich will Sie sehen, bevor es Tag wird.“

Torigny ging in den Salon zurück.

Die drei Freunde hielten sich aufrecht, unruhig und ängstlich, mit leiser Stimme sprechend, während Margarethe vor sich hin brütete und noch immer zitterte. Ihre nackten Füße schlugen krampfhaft den Boden. Der Anblick einer so großen Angst war wirklich unerträglich.

„Hören Sie mich an,“ sagte Torigny. „Ich werde den Feldhüter holen. Man muß einem Ueberfall zuvorkommen, und in jedem Fall werden Zeugen dazu dienen, eine Ausweisung zu erlangen, da er Ausländer ist.“

Torigny fuhr fort:

„Nach dem, was es geschrieben hat, wird er in einer Stunde zurückkehren.“

„Wenn wir die ganze Villa erleuchten und uns an die Fenster setzten wollten,“ flüsterte Cravant.

„Dann würde er morgen seine Forderungen von neuem erheben, versicherte der junge Mann, der unbewußt einengebieterischen Ton anschlug.“

„Torigny!“ hauchte Margarethe, ihn zum ersten mal bei seinem Namen rufend. „Torigny, ich will nicht, daß man ihn tötet: er ist mein Gatte; man darf ihn nicht treffen. Es genügt, daß man sich seinem Kommen widersetzt . . . Ich möchte Sie nicht in Gefahr bringen . . . Ach, meine armen Freunde . . . weleh traurige Sommerfrische biete ich Ihnen!“

Zu den Genossen sagte Torigny, der sich als Herr der Situation fühlte, kurz:

„Es wäre am besten, wenn sich zwei unten an die Türen stellten und einer ans Fenster, um die Straße zu überwachen. Ich, ich werde besser als Sie sprechen, um Frau Margarethe zu beruhigen.“

Und er wandte seine mitleidigen Augen zu der jungen Frau, die noch immer zitterte und seufzte, während sie wie betäubt dasaß.

Sie gehorchten, ohne ein Wort zu sagen, unter dem Eindruck ihrer Ohnmacht wie der Hellsicht, die der junge Mann zeigte.

Als Torigny allein mit Margarethe war, kniete er wieder vor ihr nieder.

„Beruhigen Sie sich, Frau Margarethe. Ich weiß nicht, woher die Hilfe kommen wird, aber kommen wird sie. Was dieser Mann auch tun mag, er wird gegen das Gesetz handeln und aus Frankreich ausgewiesen werden. Wir sind hier vier Freunde, die Ihnen wirklich ergeben sind . . .“

„Sie sind der ergebendste,“ Torigny.

„Ich bin — ich weiß nicht warum — der ruhigste, der, auf den man hören muß. Nehmen wir das Schlimmste an: Götz sprengt eine Tür, ersteigt den Balkon und sieht sich vier Männern gegenüber. Was soll er tun? Er wird nicht versuchen, uns totzuschlagen, den einen nach dem ändern!“

„Er wird mich um ein kurzes Gespräch bitten, und ich werde Ihnen allen sagen: Gehen Sie!“

„Oh, Sie werden sagen, was Sie wollen, und wir werden tun, was mir müssen.“

„Was! Sie werden nicht gehen, wenn ich es befehle?“

„Sicher nicht! Was Sie heute abend sagen, das ist uns ganz einerlei.“

„Ach!“ seufzte sie, sehr getröstet, sich gegen ihre eigene Schwäche verteidigt zu wissen.

„Sie sind also nur ein Kind ihm gegenüber?“

Sie legte ihre Hand Torigny auf die Schulter und sagte sehr leise, kindlich, in kurzen Sätzen:

„Weniger als ein Kind . . . Torigny . . . weniger als ein Kind . . . Der Vogel wehrt sich unter dem Bann der Schlange . . . ich, ich ergebe mich . . . Wenn dieser Mann mich berührte . . . wenn sein Mund sich auf meinen legte . . . würde ich in seine Arme fallen . . . Begreifen Sie? Begreifen Sie? Der Gedanke ist furchtbar . . . Ich fühle, daß er mich verführen . . . mich wiedernehmen kann . . . Begreifen Sie, warum ich zittere . . . und warum er es wagt? . . . Ach, es gibt Dinge, die ich Ihnen nicht sagen kann . . . niedrige Dinge . . . die ich Ihnen nicht sagen kann . . . niedrige Dinge . . . ohne Namen . . . Dinge der Schwäche und Sünde . . .“

Ihre Scham schlug die Worte über ihren Gedanken wie Schleier über eine Nacktheit.

„Ich darf ihn nicht sehen . . . ich darf nicht, auf keinen Fall . . .“

„Sie werden ihn nicht sehen. Beruhigen Sie sich; seien Sie ruhig, Frau Margarethe.“

„Was werden Sie tun?“ fragte sie ängstlich.

„Gehen Sie in ihr Zimmer zurück,“ sagte André. Sie schüttelte den Kopf.

„Nun gut, dann bleiben Sie hier . . . Ich kehre in einem Augenblick zurück. Sie haben nur die Stimme zu erheben, um drei Ritter auftauchen zu lassen. Ich, ich werde Sie unter den Schutz des französischen Gesetzes stellen.“

Er küßte zum ersten Male Margarethes Hand und verließ den Salon, ohne zu wissen, was er tun sollte, und doch geheimnisvoll überzeugt, daß er das Richtige tue.

Unten an der Treppe stand Cravant Posten.

„Sie haben Zeit verloren . . . Görtz hat geschrieben, er werde in einer Stunde zurückkehren.“

„Ich werde früh genug sein; ich mußte erst Frau Margarethe beruhigen.“

„Beeilen Sie sich,“ sagte Cravant, indem er ihm die Tür öffnete.

Torigny atmete tief. Er empfand weder Fieber noch Angst, sondern ein Gefühl unerklärlichen Ernstes erfüllte ihn. Er glaubte das Schicksal Margarethes in seinen Händen zu halten, und seine Hände schienen ihm sicher zu sein und schützen zu können. Ein namenloser blinder schwarzer Haß auf den Grafen Görtz erhob sich in seinem Herzen. Als er Margarethe wie ein Pappelblatt zittern sah, war sein Herz hart geworden, und seine Rechtsbegriffe hatte er vergessen. Was er tun wollte, genügte ihm nicht: er wollte Görtz in ein Vergehen gegen das Landesrecht fallen lassen. Ob Margarethes Angst länger oder kürzer dauerte, machte ihm wenig aus. Je mehr er sich von der Villa entfernte, desto mehr befreite er sich von den Gefühlen des Mitleids und richtete seine Energie gegen den Oesterreicher. Er blieb stehen, um seine Absicht genau zu bestimmen; es handelte sich nicht darum, eine Frau zu beruhigen, sondern diesen Räuber, diesen Uebeltäter, dieses Ungelicuer zu überwältigen.

Die Nacht war schwarz, der Boden schlüpfrig. Das Meer stieg, schwer und brausend. Er folgte dem Pfad der Zollwächter, in Nachdenken versunken, ohne zu hören, wie die Welle sich an den Klippen brach und, sich zurückziehend, die Uferkiesel aufrührte, daß sie wie Eisenstücke klirrten.

Er hätte am liebsten ein Mittel gefunden, das nicht den Kandidaten des Rechts spüren ließ. Da er nichts Besseres wußte, bereitete er Zeugenaussagen vor; er stellte den alten Don Juan der ländlichen Gendarmerie gegenüber, die gerade durch ihre Einfalt einem Anländer furchtbarer werden konnte als die städtische Polizei. Mit dem Protokoll,

daß er redigierte, war ein Ausweisbefehl sicher, und Frau Margarethe war wenigstens in Frankreich geschützt.

Mit diesen Gedanken beschäftigt, ging er dahin, als bei der Wendung des Pfades, dreißig Schritte vor ihm, ein Schatten auftauchte: ein Zollwächter, der seine Runde machte, oder ein Fischer. Der Schatten war sehr groß, und der etwas zögernde Schritt deutete auf einen Menschen, der mit der Oertlichkeit wenig vertraut war.

An der Stelle, wo von zwei Personen, die aus entgegengesetzten Richtungen kommen, der eine ausweichen muß, an diesem gefährlichen Punkt blieb Torigny stehen, um dem Kommenden, der die Küste schlecht zu kennen schien, Platz zu machen.

Es war nicht daran zu denken, hier einander zu kreuzen, denn ein haushoher Abgrund öffnete sich sechzig Zentimeter vom Pfad.

Der Torigny entgegenkam, trug einen Sackpaletot und einen runden Hut; er schien ebenso groß wie Görtz zu sein. Bevor er noch diese Uebereinstimmung der Statur näher untersucht hatte, ahnte er den furchtbaren Grafen mehr, als daß er ihn sah.

Er war es, der Henker Margarethes, der ruchlose Gatte, der Henker eines Engels. Der junge Mann begann zu zittern, wie er eben erst die junge Frau hatte zittern gesehen. Die Furcht beunruhigte ihn nicht; eine furchtbare Versuchung, der er nicht widerstehen konnte, ergriff ihn. Er wollte plötzlich umkehren; seine Füße blieben am Boden kleben. Das Verhängnis breitete seine dunkeln Flügel über ihm aus, sein Herz blieb stehen, als müßte er sterben; der Schweiß lief ihm über die Augen. Er mußte sich mit dem Rücken an die Klippe lehnen, um nicht zu fallen.

Die Blicke des Görtz leuchteten vor seinen eigenen, böse, aber nicht mißtrauisch.

Mit Blitzesschnelle hörte Torigny noch einmal alle Klagen Margarethes; er sah ihr Zittern wieder, er roch den Duft der Tasche und das Parfüm des Zimmers; er erinnerte sich an das kleine Buch der „vita vecchia“; erlebte in derselben Zeit die Geringschätzung der drei Freunde, ihre Gespräche, ihre vertraulichen Mitteilungen, die Bedeutung des Schildes noch einmal.

Erkannte Görtz den jungen Mann wieder, der vier Stunden vorher am anderen Ende der Mittagstafel gesessen hatte. Man trat vor ihm zurück, er ging vorbei.

Mit einer plötzlichen Bewegung, automatisch wie das Abdrücken einer Waffe, mit einer bestimmten und heftigen Bewegung traf Torigny den Oesterreicher.

Ein furchtbarer Schrei erhob sich, ein einziger, aber durchdringend, gellend, ein Schrei, in dem der ganze Lebensinstinkt protestierte.

Dann war nur noch ein Mensch auf dem Pfad der Zollwächter, ein unbeweglicher Mann, den Arm ausgestreckt, die Hand geballt, in der Haltung seiner Tat, gebannt durch das, was er eben verübt hatte.

Torigny sah bestürzt in die dichte Dunkelheit hinein.

Er hörte das tiefe Schweigen, das allein die Stimme des Ozeans brach. Er näherte sich dem Rande; im Abgrunde schäumten die Wogen.

Und auf dem Felsen lag die Leiche des Grafen, zerschmettert, mit gespaltenem Schädel, und die Welle würde ohne Zweifel den Körper ins Meer hinaustragen und die blutigen Flecken vom Grauit abwaschen.

(Fortsetzung folgt.)



Chinesische Hochzeiten einst und jetzt.

Für Braut und Bräutigam war bisher in China der Hochzeitstag keine Freude, und jeder Europäer, der Gelegenheit hatte, einer Hochzeitsfeier beizuwohnen, hatte lediglich ein herzliches Bedauern für die beiden Festopfer. Die Braut insbesondere, die früher lediglich als der dem Bräutigam im Hause seiner Eltern abzuliefernde Gegenstand betrachtet wurde, hatte bei den chinesischen Hochzeitsfeiern nach altem Herkommen viel des Unangenehmen über ihr junges Haupt ergehen zu lassen. In der Regel wußte sie vor dem Tage selbst nicht einmal, an wen sie eigentlich verheiratet wurde. „Das „Geschäft“ machten unter sich die Eltern des Paares ab, meist unter Vermittlung des Heiratsmaklers. Der Zwischenhändler spielte vordem bei dem Hochzeitsgeschäft in China eine große Rolle. Wie seine Vermittlung im Reiche der Mitte noch heute für die rechtsgültige Uebertragung eines Möbels oder Immobils notwendig ist, so war er früher als Mittelsmann auch bei Hochzeiten meist unentbehrlich. Hier auf weisen im chinesischen Sprichwörterschatz verschiedene Aussprüche hin, wie: Der Mund des Heiratsmaklers kennt kein Maß im Reden. Ohne Mittelsperson keine Heirat, und andere. Ob nun die Heirat schließlich zustande kam oder nicht, der Heiratsmakler erhielt seinen Vermittlerlohn, wie wiederum nachstehendes Wort zeigt: Ob die Verlobung zustande kommt oder nicht, der Vermittler bekommt seine vier Lot Reisschnaps. Ist aber der Verlobungsvertrag einmal abgemacht, so ist er fast unlöslich, jedenfalls fester als die schon geschlossene Ehe. Nur Untreue oder unzüchtiges Betragen der Braut kann ihn lösen, doch solches Tun würde eine Braut in China kaum überleben. Als Verlobungstag galt bisher gewöhnlich in China der Tag, an dem zwischen den Eltern der zu Verlobenden der gegenseitige Austausch der Einwilligungsschreiben erfolgte, und die Verlobungszeit fand regelmäßig ihren Abschluß mit dem Augenblick, in dem die Brautsänfte mit der Braut im Hause der Eltern des Bräutigams abgesetzt wurde. Schon das umständliche Ankleiden vor der Fahrt und die lange Sänftenprozession nach dem Hause des Zukünftigen, der der Braut in der Regel ein Buch mit sieben Siegeln war, oft bei strenger Kälte oder furchterlicher Hitze durch das Straßengewühl oder viele Meilen über Land konnte nichts Angenehmes für die Braut sein. Wurde sie dann im Hause des Bräutigams abgesetzt, so wurde sie, mit einem roten Schleier dichtverhüllt, von zwei Freundinnen über die Türschwelle getragen, damit ja nicht ihr Fuß die Schwelle berührte, was Unfruchtbarkeit hätte nach sich ziehen können. Im Empfangszimmer erwartete der Bräutigam und alle seine Verwandten die Braut, die nach althergebrachter Weise sich vor ihm als ihrem zukünftigen Herrn zunächst niederzuwerfen hatte. Nachdem sie sich wieder langsam erhoben, hatte der Bräutigam dann endlich das Recht, zum ersten Male seine Zukünftige von Angesicht zu Angesicht zu sehen und den Schleier von ihrem Antlitz zu ziehen. War sie selbst häßlich wie die Nacht, so durfte er nie seine Enttäuschung zeigen. Der Wille der Eltern blieb für ihn Befehl. Von diesem Augenblick der Schleierenthüllung beginnt nach altem Herkommen die Gemeinsamkeit für das Paar. Zusammen schreiten sie vor den Ahnenschein der Familie des Bräutigams, knien gemeinsam vor diesem nieder und bringen vereint die vorgeschriebenen Opfer dar. Bei allen diesen Förmlichkeiten darf das Paar kein Wort sprechen. Während sich dann jung und alt beim köstlichen Hochzeitsmahle vergnügt und seine Witze über das junge Paar reißt, sitzt dieses wie-

der stumm dabei, meist ohne etwas anzurühren oder sich zu bewegen. Sinkt die Sonne herab, dann geht es in die Brautkammer. Doch sind hier zunächst wieder gewisse Gebräuche innezuhalten. In Anwesenheit der allernächsten Anverwandten nimmt das junge Paar angekleidet auf dem Bettrand Platz, und eine nahe Anverwandte reicht zwei mit einem roten Faden verbundene Becher als Hochzeitstrank dem jungen Paare dar. Dann tauschen Mann und Frau die Becher und trinken daraus. Erst jetzt dürfen sie sich angehören, doch nicht ohne noch erst beim Hinausgehen der Verwandten bei uns sehr ans Unschiekliche streifende Anzüglichkeiten vernehmen zu müssen.

So war's früher. Auch jetzt ist es in den meisten Familien, besonders im Norden Chinas und auf dem platten Lande noch so geblieben. Im Süden dagegen, wo zuerst die Republik ihren Einzug gehalten hat, ahmt man schon in gewisser Weise mehr die ausländischen Gebräuche nach, vor allem in den christlichen chinesischen Familien. Eins scheint aber überall in China geblieben zu sein, und das ist das frühe Heiraten. Erst kürzlich verheiratete noch in Tientsin der frühere chinesische Gesandte in Berlin, Sunpaoki, seine dritte Tochter einem Neffen, dem Sohn des berühmten vormaligen Großsekretärs Wangwenschao. Zufällig hatte ich Gelegenheit, bei meiner Durchreise durch Tientsin, dieser Hochzeitsfeier beizuwohnen, die mich um so mehr interessierte, als ich beide Kinder kannte. „Kinder“ waren es in der Tat, der junge Bräutigam, den ich vor zwei Jahren noch in Tsinanfu mit Oemmern habe spielen sehen, war etwa 15 Jahre nach unserer Rechnung, und die kleine Braut vielleicht ein Jahr älter. Im schön geschmückten großen Saal des Astor-Hauses, des ersten Gasthofs in Tientsin, wurde die Hochzeit abgehalten, zu der etwa 200 Einladungen an chinesische und ausländische Freunde des Brautvaters ergangen waren. So war der Saal dichtgefüllt, als unter den Klängen einer ausländischen Kapelle der Hochzeitszug den Saal betrat. Voran schritt der Brautvater, gefolgt von allen anwesenden männlichen Mitgliedern der Familie, dann kamen die weiblichen Anverwandten, und dann, gestützt von der Mutter und einer Tante (zum Zeichen des Abschiedsschmerzes von der eigenen Familie), in eine rosaseidene hochmoderne Robe gekleidet und mit einem mehr durchsichtigen rosa Tüllschleier umhüllt, die junge Braut. Gar ängstlich blickte das Kind drein in dem ihr so ungewohnt fremden Flitter, besonders als sie so allernäher bei ihrem Eintritt auf sich gekehrt sah, was althinesischer Sitte gar so widerspricht. Doch der gestrenge Vater, der früher lange im Ausland gewohnt hatte, hatte es so befohlen, und das Töchterchen hatte zu gehorchen. Kleines wurde auf das allerliebste mit rosaroten Blumen geschmückte Podium gebracht und stand nun auf dessen rechter Seite furchtsam da, umgeben von den weiblichen Anverwandten des Hauses. Gerade gegenüber standen die männlichen Anverwandten, in der Mitte des Podiums der Brautvater, Seine Exzellenz Sunpaoki. Ganz links hielt sich etwas abseits ein Freund des Hauses, der aus einer langen roten Liste nacheinander die Namen der männlichen Anverwandten des Bräutigams und der Braut verlas, die einer nach dem anderen vorzutreten und als Zeichen der Hochachtung bzw. des Glückwunsches drei tiefe Verbeugungen vor dem Brautvater und drei vor der Braut zu machen hatten, darunter auch der kleine Bräutigam. Darauf hielt der Brautvater eine längere Ansprache, in der er hervorhob, daß China, schnell fortschreitend auf dem Wege der Reformen, sich mehr und mehr an das Ausland anlehne, und

daß er, der so lange im Ausland gewelt und in Tiet-sin so viele ausländische Freunde habe, auch diese gern an dem Familienfest der Verheiratung seiner Tochter habe teilnehmen lassen wollen. Deshalb habe er sich entschlossen, die Hochzeit nicht ganz nach chinesischem Ritus zu feiern. Zum Schluß bat er jeden, der den Jungverheirateten seine Glückwünsche darbringen wollte, es zu tun. Sie würden gern entgegengenommen werden. Anscheinend war die Ehe mit dem Augenblick der Ankunft der Braut auf dem Podium geschlossen, wo der Bräutigam mit dem Brautvater sich vorher schon eingelunden hatte. Etwas prosaisch für unsere Anschauung. Jedenfalls folgte jetzt am sehr reich besetzten Büfett und beim schäumenden Sekt, mit dem nicht gespart wurde, der vergnügte Teil. Während im Hintergrund unten in der Nähe des Podiums die Braut auf einem erhöhten Sessel die Glückwünsche eines Teils der Gäste entgegennahm, bemühten sich die männlichen Mitglieder der Familie Sunpaoki, am Büfett Stimmung in die Hochzeitsgesellschaft zu bringen. Da der größte Teil der chinesischen Festgäste, besonders aber die lieblichen kleinen Schwestern, Schwägerinnen und Bäsehn der Braut, in herrlichen, seidengestickten, alten chinesischen Gewändern erschienen waren, so gab es im Saal ein wundervolles, prächtiges Bild, und ein Maler hätte manchen reizenden Vorwurf gefunden. Eine Stunde später ging alles auseinander, und das junge Paar brachte der bereitstehende Galawagen in das neue Heim.

Alastrim

Ueber diese hier so oft genannte Krankheit schreibt Herr Dr. Fritz Jacobs, São José dos Campos, in der „Schweizerischen Rundschau für Medizin“:

Schon Ende des Jahres 1909 wurde aus dem Innern des Staates Minas über sehr mild verlaufene Epidemien von Pocken berichtet, deren Mortalität außerordentlich gering war, trotz der grossen Ansteckungsfähigkeit der Krankheit. Die vox populi hatte denn auch gleich intuitiv die Krankheit von den Blattern, hier „Bexiga“ genannt, unterscheidend einen neuen Namen geprägt und sie „Alastrim“ genannt, von alastrar = ausbreiten.

September 1910 veröffentlichte E. Ribas, Direktor des Gesundheitswesens des Staates São Paulo, die erste wissenschaftliche Arbeit in der „Revista Medica de São Paulo“, unter dem Titel „Alastrim, amaas ou milk-pox“, worin er seine klinischen Beobachtungen niederlegte, die er bei einer grossen Epidemie in Bebedouro und in anderen Orten im Innern des Staates gemacht hatte.

Diese Beobachtungen faßte er dahin zusammen, daß er klinisch das neue Krankheitsbild des „Alastrim“ scharf von dem der Variola vera unterschied auf Grund folgender Tatsachen:

1. Mortalität in São Paulo annähernd $\frac{1}{2}$ Prozent.
2. Die Erkrankung ist ungefährlicher bei Kindern als bei Erwachsenen. Bei Säuglingen wurde häufig eine Abortivform beobachtet.
3. Kein sekundäres Fieber. Fehlen des der Variola eigenen fötiden Geruches. Schnellere Pustelbildung.
4. Keine entstellende Narbenbildung. Bleibt nach Abtrocknung der Pustel eine Narbe, dann ist diese flach, unregelmäßig. Ihre Ränder erscheinen wie von Insekten zernagt.
5. Obgleich die Vakzine ein ausgezeichnetes Prophylacticum gegen „Alastrim“ ist, wurden dennoch

Fälle beobachtet, in denen vor kurzer Zeit (ein bis zwei Jahre) geimpfte Personen an Alastrim erkrankten, und umgekehrt reagierten von 15 Personen, die Alastrim überstanden hatten als sie sechs Monate darauf mit Vakzine geimpft wurden, sieben positiv, also 46,6 Prozent.

Im folgenden will ich nun kurz über meine Beobachtungen berichten, die ich bei 49 Kranken zu machen Gelegenheit hatte. Der Beginn ist meist wenig charakteristisch. Die meisten klagten im Anfang über Halsschmerzen, und es waren dann die Tonsillen und Umgebung immer dunkel gerötet, ohne jedoch besonders geschwollen zu sein. Auch die hintere Rachenwand zeigte sich gerötet. Es ist deshalb anzunehmen, daß die Eingangspforte des Virus in den Körper der Mund resp. die Tonsillen sind. Es stellen sich dann in den folgenden Tagen mehr oder weniger heftige Schmerzen im ganzen Körper ein, dazu gesellen sich Appetitlosigkeit, Brechreiz, Kopfwel und Fieberbewegungen, der Urin ist hochgestellt ohne Eiweiß; Rudolph hat das Auftreten der Diazoreaktion beobachtet. Einmal sah ich je eine schwere Pneumonie und eine heftige, mit reichlichen Durchfällen verbundene Enteritis der Eruption unmittelbar vorausgehen. Im allgemeinen ist das Krankheitsgefühl im Initialstadium nicht sehr groß, selbst bei Fällen, die sich im Eruptionsstadium als schwer erweisen. So zieht sich das Inkubationsstadium etwa 10–14 Tage hin bis zum Beginn der Erscheinungen, die auf der Hautdecke sich abspielen. Man bemerkt dann zunächst im Gesicht eine zunehmende Rötung der Stirnhaut, die auf die Nase und Wangen herabsteigt und diese Teile aufgedunsen erscheinen läßt. Die Temperatur kann bis 36,6 steigen mit einem Pulse von 100 bis 120, kann aber auch völlig normal bleiben, wie ich bei einer 22-jährigen Frau gesehen habe, die am Morgen der Eruption 36,4 mit 75 Pulsen hatte und sich gar nicht krank fühlte. Führt man mit der flachen Hand über die Haut, so hat man das Gefühl, als ob dieselbe fein gekörnt wäre. Diese fast unsichtbare Körnung geht nun in die zunächst kleinsten, schnell sich entwickelnden Pusteln über, die bis zur Größe einer halbierten dicken Erbse wachsen können. Hiermit ist das Stadium eruptionis eingeleitet. Die Eruption beginnt fast immer im Gesicht, es folgen die Vorderarme, Brust, Bauch, Oberarme, Unterschenkel, Oberschenkel, Rücken, und zuletzt Handteller und Fußsohlen. In der umgekehrten Reihenfolge findet die Abheilung statt. Die Ausbildung der fertigen Eiterpustel geht innerhalb drei bis fünf Tagen vor sich, nachdem sie die Stadien der Papula und Vesicula schnell durchlaufen hat. Der zuerst trübe, seröse Inhalt wird schnell dick milchig, die Pustel ist prall gespannt und ihre Hülle, die vom Corium abgehobene Epidermis, glänzend. Nun beginnt aber auch gleich die Eintrocknung, indem sich auf der höchsten Kuppe der Pustel eine Krustenbildung von eingetrocknetem Serum zeigt, wodurch sich in manchen Fällen eine flache Eiteldellung bildet, so den falschen Poekennabel vortäuschend, ein differentialdiagnostisch wichtiges Merkmal, da die Alastrimpustel keinen echten Nabel aufweist, zum Unterschied von der fast in allen Fällen genabelten Variolapustel. Entfernt man mittelst einer Pinzette die Pustel und wischt man vorsichtig den Eiter ab, so liegt das stark geschwollene, hyperämische Corium zutage.

Im Eiter, den ich verschiedentlich mikroskopisch untersucht habe, fand ich mit den gewöhnlichen Färbemethoden nur spärliche Mikroorganismen, die nichts Charakteristisches darboten. Die Pustel trocknet im Laufe von etwa zehn Tagen zu einer runden, bräunlichen Scheibe ein, indem der Inhalt re-

sorbiert wird und auch wohl nach außen verdunstet. Diese scheibenförmige Kruste fällt ab, und unter ihr wird eine mit zarter, neugebildeter Epidermis bedeckte flache Papel sichtbar, die sich langsam zurückbildet zu einer noch längere Zeit sichtbaren Makula, die bei Farbigen meist pigmentarm ist, bei Weißen dagegen pigmentiert sein kann. Eine Narbenbildung habe ich bei meinen Fällen nicht beobachtet, doch kommt sie vor, wie Ribas und andere berichten. In fast allen Fällen sah ich die Pusteln auch auf den Schleimhäuten von Lippe, Zahnfleisch, Zunge, Gaumen und Rachen, wo sie sich gleich in kleine Geschwüre umbilden, die durch Anschwellung der Schleimhäute Dyshagie bewirken, so daß selbst weiche Speisen nur unter heftigen Schmerzen geschluckt werden können. Zweimal sah ich bei der fast immer bestehenden Conjunctivitis je eine Pustel der Conjunctiva bulbi dicht am lateralen Rande der Cornea.

Sehr unbequem und, wenn sehr dicht stehend, sehr schmerzhaft für die Kranken sind die Pusteln an den schwierigen Fußsohlen der Barfußgänger und den ebenso beschaffenen Handflächen der Arbeiter.

Die Schwere des einzelnen Falles und die daraus sich ergebende Prognose kann gemessen werden aus der Menge und Zahl der Pusteln, und ich möchte klinisch und praktisch die Krankheit einteilen in leichte Fälle mit über den Körper unregelmäßig zerstreuten, weite Zwischenräume unter sich lassenden Pusteln, in mittelschwere Fälle mit über den ganzen Körper verteilten, gleichmäßig dicht stehenden Pusteln, die im Gesicht meistens konfluieren und auch auf den Schleimhäuten namentlich des Mundes erscheinen, und endlich in schwere Fälle, bei denen die Pusteln fast am ganzen Körper konfluieren können und durch Verlust großer Stellen der Epidermisdecke das Leben gefährden. Diese Fälle enden immer tödlich bei alten und geschwächten Individuen, namentlich wenn sie mit starker Schwellung der Mund- und Rachenschleimhäute verbunden sind, wodurch die Ernährung unmöglich wird. Was nun die Differentialdiagnose anbetrifft, so ist vor allem wichtig die Unterscheidung von den echten Pocken, und da verweise ich auf die oben wiedergegebenen, von Ribas aufgestellten Punkte, die auch von anderen, wie Rudolph, Affonso Azevedo, Oliveira Martins, Faria Lobato, José Redondo, Beaurepaire Aragão und schließlich Marchoux in Paris, bestätigt und anerkannt werden. Im Gegensatz zu diesen Klinikern steht die Ansicht des Direktors des Instituto Pasteur in São Paulo, Dr. A. Carini, der nach Uebertragung des Pustelinhalt auf die Cornea von Kaninchen in dieser die Guarnierischen Körperchen nachweisen konnte und auf Grund dieses Befundes die Krankheit als Variola vera anspricht. Beaurepaire Aragão unterscheidet Alastrim von Variola, nimmt aber gemeinsame Abstammung an und schlägt vor, Variellen, Alastrim und Variola in einer Pockengruppe unterzubringen analog der Typhusgruppe für den echten Typhus und seine Verwandten.

Zweimal hatte ich Gelegenheit, bei einem Säug-Alastrim auszuschließen und Varicellae zu diagnostizieren und bei einem etwa sechs Jahre alten Knaben stizieren. Zum Unterschied von Alastrim sind die Varicellae-Pusteln recht ungleich in der Größe, schießen schneller auf und trocknen schneller ab. Die Inkubation von 10—14 Tagen ist die gleiche.

Im Inkubationsstadium und vor dem Ausbruch des charakteristischen Exanthems ist die Differentialdiagnose von Alastrim in der ambulanten Praxis fast unmöglich, zumal da auch die Fieberkurven fast gleich sind und die Koplikschen Flecke für Schleimhautpusteln angesehen werden könnten.

Die Mortalität in meinen Fällen beträgt nicht ganz 4 Prozent. Die Kuhpockenlymphe ist ein gutes Prophylacticum, und wurden auch vor ein bis zwei Jahren mit Erfolg geimpfte von Alastrim befallen (Ribas, Rudolph). Andererseits ist die durch Alastrim gegen Vakzine erzeugte Immunität nur von kurzer Dauer, denn es erhielten bei der Impfung von Personen, die vor wenigstens sechs Monaten Alastrim überstanden hatten, Ribas in 46 Prozent, Rudolph in 27 Prozent, Beaurepaire Aragão in 58 Prozent der Fälle positive Resultate. Von drei von mir geimpften Geschwistern, die vor genau 11 Monaten Alastrim gehabt hatten, reagierten zwei Brüder positiv.

Indem ich diese klinische Skizze schließe, stimme ich mit den übrigen Beobachtern dahin überein, daß in Brasilien seit etwa drei Jahren eine Infektionskrankheit epidemisch auftritt, die der Variola einerseits und den Varicellae andererseits nahe verwandt ist, doch klinisch sich wohl von ihnen unterscheiden läßt.

Die Herkunft ist wahrscheinlich Afrika, wo die Krankheit von den Eingeborenen Amaas genannt wird. Ihre Eingangspforte in Brasilien ist der Hafen Bahia, von wo sie sich dann durch zuwandernde Landarbeiter (Kaffeepflücker) über die benachbarten Staaten ausbreitete (Ribas).

Vermischtes

Napoleon und die Türkei. Ich glaube, es ist heute gewiß von Interesse, daran zu erinnern, daß Napoleon einmal nahe daran war, in türkische Dienste zu treten. Dieser sonderbare Gedanke war ihm schon 1793 gekommen und kehrte, wenn auch in veränderter Form, wieder, als er im Herbst des Jahres 1795, mittel- und stellenlos, in Paris ein kümmerliches Dasein fristete. Man schien die Dienste, die er der Republik geleistet hatte, vergessen zu haben, er war in Ungnade gefallen, und am 15. September erließ das Komitee ein Dekret, in dem es hieß, „daß der Brigadegeneral Bonaparte aus der Liste der aktiven Generale zu streichen sei“. Da wandte er, erzwungener Untätigkeit müde, seine Blicke nach dem Orient und legte dem Wohlfahrtsausschuß ein Gesuch vor, in dem er um die Uebertragung einer militärischen Mission nach Konstantinopel ansuchte. „Der General Bonaparte“, heißt es in dieser Schrift, „der seit seiner Jugend in der Artillerie dient, der sie bei der Belagerung von Toulon und in zwei Feldzügen der Armee von Italien befehligt hat, er bietet sich, mit einer Sendung der Regierung nach der Türkei zu gehen. Glückt es ihm, die Streitmacht der Türken furchtbarer zu machen, ihre gegenwärtigen Festungen zu verstärken und den Bau neuer zu veranlassen, so wird er dadurch seinem Vaterlande einen wahrhaften Dienst erweisen.“ Man schien diesen Wünschen in Paris ein williges Ohr zu leihen; man wollte ihm die Mission übertragen und ihm sogar eine Reihe Offiziere mitgeben. Allein, es trat ein unerwartetes Ereignis ein: der 13. Vendémiaire, jener blutige Tag, der einen Wendepunkt im Leben Bonapartes bedeutete und sein Schicksal endgültig an das Frankreich knüpfte. Nacheher sagte er noch oft auf Helena: „Ich wäre lieber Kaiser des Orients als Kaiser des Okzidents gewesen, und als Kaiser des Orients wäre ich noch auf dem Thron.“ Interessant waren seine Ansichten über die Orientfrage: „Die ersten Fragen werden nicht mehr im Norden, sondern im Mittelländischen Meer gelöst werden,“ meinte er einmal, „dort sind die Dinge, mit denen man den Ehrgeiz der Mächte befriedigen

kann, und mit Strecken öden Landes kann man das Glück zivilisierter Völker kaufen.“ Welchen Wert er speziell der Stadt Konstantinopel beimaß ist ja bekannt. Dem Kaiser Alexander rief er ein „Niemals“ entgegen, als dieser in Tilsit auf den eventuellen künftigen Besitz Konstantinopels anspielte. „Konstantinopel ist ein kostbarer Schlüssel, er ist ein ganzes Reich wert,“ pflegte er zu sagen, „und wer Konstantinopel hat, wird der Herr der Welt sein!“ Zur heutigen Stunde, wo auf der Balkanhalbinsel Veränderungen vor sich gehen, deren Folgen unabsehbar sind, drängt sich einem unwillkürlich die Frage auf: Was wäre geschehen, wenn Napoleon nach dem Orient gegangen wäre? Vielleicht hätte er die Türkei aus ihrer Lethargie gerissen und Kräfte geweckt, die, bis auf ein Jahrhundert hinauswirkend, anderswohin geführt hätten, als nach Kirkkilisse und Lüle-Burgas.“ R.

Die Krone in der Hutschachtel. Eine lustige Anekdote aus dem Leben des bekannten Tenors Slezak weiß der „Gil Bas“ seinen Lesern zu erzählen. Slezak unternahm von Wien aus eine Gastspielfahrt, auf der er in einer großen Stadt den „Propheten“ zu singen hatte. Sein erstes Reiseziel aber war Berlin. Der Künstler hatte es sich in Wien im Coupée beretis bequem gemacht, als im letzten Augenblick vor der Abfahrt sein Kammerdiener atemlos auf den Bahnsteig stürzte und seinem Herrn zurief: „Hier ist die Krone des Propheten, es wurde vergessen, sie in den Kostümkoffer zu packen.“ Der Zug setzte sich bereits in Bewegung, mit einem raschen Griff packte der Sänger noch die schwere, mit bunten Steinen und Hermelin besetzte Krone. Wo sollte man sie nun unterbringen? Die Gattin des Künstlers fand einen Ausweg, sie leerte eine ihrer Hutschachteln, bettete die Krone sorgsam in dieses Gehäuse und alles war in Ordnung. Dann kam man zur Grenze. Die Zollrevision beginnt und einer der Zollbeamten kommt auch in das Coupée des Tenors. „Haben Sie zollpflichtige Gegenstände bei sich?“ — „Nein, gar nichts.“ — „Wollen Sie, bitte, diese Schachtel hier öffnen.“ — Die Schachtel wird geöffnet und der Beamte sieht die Krone. Sofort richtet er sich stramm empor, die Hacken schlagen aneinander, und die Hand am Mützenrand sagt der Zollbeamte ehrfurchtsvoll: „Geruhen Eure Hoheit die Störung allergnädigst zu entschuldigen.“ Sprachs und verließ schleunigst das Coupée des so plötzlich avanzierten Tenors . . .



Unterhaltungsecke



Auflösungen aus voriger Woche

Auflösung des Silben-Umstellungs-Rätsels:

1. Betti Peri Genre Karos Erlau.
2. Tibet Iper Regen Oskar Lauer. Tirol.

Auflösung der Zusammensetz-Aufgabe.
Erd Rücken — Erdrücken, Erk Lingen — erklingen,
Miß Raten — mißraten, Unter Stützen — unterstützen,
Vers Anden — versanden.

Auflösung des Bilder-Rätsels.
Reicher Segen lohnt nun im Feld
Dem, der es mit Fleiß bestellt.

Auflösung der Städte-Namen-Umbildungs-Aufgabe.
Hal(ver Den)ver. Lehr(te Gel)dern. Flö(ha Nau)heim.
Lei(pa Ra)statt. Spei(er Lau)ban.

Auflösung des Gleichklangs:
Mangel.

Auflösung der Rätselhaften Inschrift:
Bald werd der Topf auch futsch sein, Männe.

Auflösung des Logogriffs:
Viel — Bibel.

Auflösung des Hononyms:
Die Ernte.

Neue Aufgaben.

Silben-Wechsel-Rätsel.

Hammel Natter Ratte Achre Zehner Albert Pute
Zufuhr Vorsicht Sonntag Lebrecht Vortrag Verbot.
Die erste Silbe vorstehender 13 Worte soll durch eine der nachstehenden derart ausgewechselt werden, daß die Anfangsbuchstaben, aneinandergesetzt, einen Wendepunkt im Jahre ergeben.
ab al ei frei ge möh mot nach nach ot ro schim stu.

Verschmelzungs-Aufgabe.

Aus nachstehend aufgeführten je 2 Worten soll durch Umstellen der Buchstaben je 1 neues Wort gebildet werden, deren Anfangsbuchstaben, aneinandergereiht, eine sommerliche Belustigung ergeben.

Elle Rio	—	Volkslied.
Lima Rad	—	Befehlshaber.
Dune Riege	—	Eigenschaft.
Adler Mord	—	Wiederkäufer.
Latte Po	—	Kleidungsstück.
Bau Rache	—	Deutscher Dichter.
Ibsen Turin	—	Klaviervirtuos.
Esse Hut	—	Athenischer Held.
Los Rhein	—	Stadt in Westfalen.
China See	—	Stadt in Thüringen.

Vexier-Bild.

Wo ist der Höhlenforscher?



Skat-Aufgabe.

A (Vorhand) spielt Schellen Solo auf folgende Karten:

g W, r W, s W, s K, s 8, s 7, g D, r K, r O, r 9.

Dadurch, daß B zweimal dieselbe Farbe wimmelt, wird das Spiel mit Schneider gewonnen; bei richtigem Gegenspiel ging es verloren. B und C haben in ihren Karten gleiche Augenzahl. Im Skat liegen e W und e 7.

Wie sind die Karten verteilt? Wie ist der Gang des Spiels? Wie wäre das Spiel verlaufen, wenn A nur 60 Augen bekam?

Anagramm.

Ans den nachfolgenden 18 Silben:
che der ei eu ge ge her ler lu me mi na nie ra sa
sen ter tha
sind 9 Worte zu bilden. Durch Umstellen der Buchstaben bei den einzelnen Worten gewinnt man alsdann 9 neue Worte. Gibt man diesen letzteren nun eine bestimmte Reihenfolge, so nennen die Anfangsbuchstaben einen Zeitabschnitt im Jahre.

Rechenaufgabe.

Aus den je einmal zu verwendenden Ziffern 0, 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9 sollen drei Brüche gebildet werden, deren Summe 2 beträgt. Gegeben sei $60/45$; aus den noch nicht benutzten sechs Ziffern sind die beiden anderen, gleichwertigen Brüche herzustellen. Welche sind das?

Kasel-Rätsel.

Okulist Marmel Million Postille «Fleisch Braten Schmuserei Miasma Geschnatter Lohme Petschaft Revolte Respekt Kringlel.

In jedem der vorstehenden 14 Worte ist je ein anderes versteckt enthalten, die in ihren Anfangsbuchstaben, wenn man diese zusammenstellt, eine militärische Übung besonderer Art ergeben.

Bilder-Rätsel.



Humoristisches.

Schwarze Gedanken. Hypnotiseur: „Mein Herr, ich kann Ihre Gedanken erraten: Die beschäftigen sich mit dunklen Dingen —“ — Herr: „Das stimmt, ich dachte an meine Kohlenrechnung für den kommenden Winter.“

Der Geck. „Weshalb laufen Sie denn nicht Ski, Herr Referendar?“ — „Ich konnte nirgends Schneeschuhe mit Lackspitzen bekommen.“

Er kennt ihn. Sie: „Der Bräutigam der Else hat aber furchtbar häßliche Augen!“ — Er: „Na laß man, nach der Hochzeit wird er schon schöne Augen machen!“

Untrüglicher Beweis. „Glaubst es jetzt, daß der Huberbauer an grundfauler Kerl is? Der Arzt behauptet, daß a sogar an trägen Stuhlgang hat.“

Zartgefühl. Richter: „Aber Hübel, bei hellem Tage sind Sie bei Meier eingebrochen!“ — Angeklagter: „Verzeihen Sie hoher Gerichtshof! Aber der Meier und seine Frau plagten sich den ganzen Tag, da wäre es rücksichtslos, wenn ich sie in der Nacht stören möchte.“

Lebende Bilder. „Wie, Sie wollen das Zimmer nicht mieten? Warum nicht?“ — Herr: (der gesehen hat, daß auf einigen der im Zimmer hängenden Bilder Wanzen herumkriechen): „Nein, ich bin kein Freund von lebenden Bildern!“

Angenehme Enttäuschung. Arzt: „Ja, lieber Herr, ich muß Ihnen leider die traurige Mitteilung machen, daß wir, um Ihr Leben zu retten, ein Bein amputieren müssen.“ — Patient: „Na, Gott sei Dank, ich dachte schon, Sie wollen mir das Biertrinken verbieten.“

Angeklagter. (erregt): „Es ist empörend, wie ich behandelt werde. Ich bin kein Schwindler, ich bin ein wirklicher Magnetiseur und wenn ich wollte, könnte ich den ganzen Gerichtshof einschläfern!“ — Vorsitzender: „Das überlassen Sie nur Ihrem Verteidiger.“

Wie man's nimmt. Herr (der eine Dame besuchen will, die im Vorstand des Vereins gegen die Unsittlichkeit tätig, und der in Abwesenheit der Dame vom Dienstmädchen abgefertigt wird): „Also die gnädige Frau ist nicht zu Hause?“ — Dienstmädchen: „Nein, die gnädige Frau hilft heute mit bei der Unsittlichkeit!“

Doppelsinnig. A.: „Sie können mich doch noch ein wenig begleiten, Herr Doktor?“ — B.: „Gut — aber ich kann Sie nur noch um die Ecke bringen!“

Im Examen. Examiner: „Was versteht man unter Frühgeburt?“ — Student: „Wenn das Kind vor der Verheiratung zur Welt kommt!“

Fataler Druckfehler. „Aelterer, erfahrener Maschinenmeister, mit allen modernen Arbeiten vertraut, sucht Stellung in einer Buchdruckerei. Für tadellosten Druck wird garantiert. Offerten unter „Finke“ erbeten.“

Ein altes Mittel. Ein Mann saß im Wandelbildtheater, als eine korpulente, stattliche Dame mit einem mächtigen Federhut vor ihm Platz nahm. Sie dachte nicht daran, den Hut abzunehmen, und dem Manne war es trotz aller Versuche nicht möglich, etwas zu sehen. Kurz entschlossen setzte auch er den Hut auf, und sofort ertönten Rufe: „Hut ab, Hut ab!“ Worauf die Dame, die natürlich dachte, daß die Rufe ihr gelten, sofort den Hut abnahm.

Falsch verstanden. Nelly ist zum ersten Male in einem Hotelzimmer und liest an der Wand das Schild: „Kellner einmal, Zimmermädchen zweimal, Hausknecht dreimal klingeln.“ Erstaunt fragt sie: „Der Hausknecht ist wohl sehr schwerhörig?“

Lebensweisheiten

Habe den Mut, einen Beruf aufzugeben, der dir zuwider ist.

* * *

Sage zu niemand: „Ich brauch' dich nicht!“

* * *

Bringe deiner Frau manchmal etwas mit.

* * *

Reiße beim Verbinden keine Wunden.
Zeige einem Kind nicht, was es nicht haben soll.

* * *

Erinnere niemand vor dritten an eine ihm erwiesene Wohltat.

* * *

Vernichte nicht anderer Leute Arbeit, bevor du deine eigene erledigt hast.

* * *

Decke nicht ohne Not deine Schwächen auf.

* * *

Behandle eine Quittung wie Baargeld.

* * *

Sei auch mit Wohltaten nicht verschwenderisch.